Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 16 (1934)
Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Stadtbibliothek
Bern

Winterthur, 19. Januar 1934 — Erscheint jeden Freitag — 16. Jahrgang Nr. 3

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / **Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur**

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

„Vorüber —", mit diesem beinahe ahnungsvollen Wort begann die letzte Wochenberichterstattung unserer geschätzten, nun so plötzlich verstorbenen Chronistin. Wenn wir uns anschicken, diese so jäh abgerissene Arbeit wieder aufzunehmen und weiterzuführen, so können wir es nicht tun ohne innere Bewegung und nicht ohne herzlichst derjenigen zu gedenken, die diese Arbeit während so vieler Jahre unermüdlich geleistet hat.

In der inländischen Politik

wäre zunächst die Genehmigung einer Botschaft an die eidg. Räte durch den Bundesrat über ein **internationales Lehrfilmabkommen** zu erwähnen. Die Verbreitung der Lehrfilme war bisher durch die Höhe der Zollschranken wesentlich behindert. Nun hat im letzten Herbst in Genf eine von 36 Ländern beschickte Konferenz nach mancherlei Schwierigkeiten ein internationales Abkommen vereinigt, das die Beseitigung aller auf den Lehrfilmen lastenden Fiskalabgaben vorsieht. Unter gewissen Vorbehalten empfiehlt der Bundesrat den Beitritt zu diesem Abkommen.

Ferner hat sich der Bundesrat in verschiedenen Sitzungen mit den **Ausführungsbestimmungen zur Krisenabgabe** beschäftigt. Die Steuerpflicht beginnt nach Abzug von 500 Fr. für jede Familie und weiteren 400 Fr. für jedes Kind unter 18 Jahren und unterstützungsbedürftige Personen über 18 Jahre bei einem Nettoeinkommen von 4000 Fr. und 50,000 Fr. Vermögen, und zwar zu einem Steuersatz von 0,5 Prozent bis 10 Prozent.

Letzten Dienstag ist die Referendumsfrist für das **Staatsschutzgesetz** abgelaufen. Das Referendum ist zustandegekommen. Als Abstimmungstag wird mit dem 11. März gerechnet.

Der **schweiz. Fascismus** sucht den **Tessin** zu gewinnen. **Dort, wo man sich gegen den italienischen Fascismus bisher so immun gezeigt hat, beginnt leider unter der Führung von Oberst Fonjalla z eine** fascistische Bewegung sich heranzubilden, die aber bereits recht ungute Formen angenommen zu haben scheint, wenigstens hat die Tessinerregierung bereits das Tragen von Stahlruten ganz energisch untersagen müssen! Nicht minder Sorge bereitet dem eidg. politischen Departement das Auftommen von schweiz. fascistischen Organisationen unter den Auslandschweizern, wie jüngst in Mailand (derselbe Oberst Fonjallaz ist auch hierbei im Spiel), die aber nur geeignet sind, Zwiespalt unter unsern Landsleuten im Ausland und Verwicklungen mit dem Ausland zu schaffen.

Ausland.

Kein Wunder, daß in unserer wirtschaftlich so verworrenen Welt **wirtschaftspolitische Fragen,** namentlich auch solche der **Arbeitsordnung,** die Oeffentlichkeit beschäftigen. So hat kürzlich im **italienischen Senat** eine interessante Debatte über ein **neues Korporationengesetz** stattgefunden, das eine neue Synthese zwischen Kapitalismus und Kollektivismus schaffen soll. Vom Kapitalismus wird der Grundsatz des Privateigentums und vom Sozialismus die Grundsätze des Gemeininteresses übernommen. Mussolini schloß die Debatte mit einer großen Rede, in der er darlegte, daß es heute keine ausschließliche Privat- und Individualwirtschaft mehr geben könne.

Auch in **Deutschland** ist soeben ein **neues Arbeitsrecht** veröffentlicht worden. Aber im Gegensatz zu dem italienischen Korporationensystem geht es aus von dem Führergedanken, es stellt die Persönlichkeit des Unternehmers stark in den Vordergrund. Die ganze Ordnung der Tarifverträge, die einheitliche Regelung der Arbeitszeit, das bisherige Schlichtungswesen, die Betriebsräte, alles das wird beseitigt, Gewerkschafts- und Arbeiterverbände nurmehr auf das Fürsorge- und Versicherungswesen beschränkt. Die Festsetzung der Lohn- und Arbeitsbedingungen sowie der Arbeitszeit wird zunächst Sache des Unternehmers, er kann sogar die Löhne je nach den Leistungen der einzelnen Arbeiter abstufen. Damit erhält er eine außerordentliche Machtfülle (der Gedanke an Mißbrauch taucht unwillkürlich auf). Wohl stehen über ihm die „Treuhändler der Arbeit" (deren es gegenwärtig in Deutschland etwa 13 gibt), die in letzter Instanz schließlich über alle Fragen entscheiden, und soziale Ehrengerichte sollen die Arbeiter gegen die Unternehmer in Schutz nehmen. Aber das neue Gesetz setzt doch ein so fast unmöglich hohes Maß von sozialer Anständigkeit voraus, daß man Besorgnisse nicht unterdrücken kann.

Als dritte dieser wirtschaftspolitischen Fragen der letzten Woche wäre noch die **Währungsbotschaft Roosevelts** an den Kongreß zu erwähnen. Er spricht darin von einer obern Grenze von 60 und einer untern von 50 Prozent des Goldwertes des Dollars, doch weigert er sich, jetzt schon eine Stabilisierung vorzunehmen. Da der Dollar heute noch über 60 Prozent steht, bedeutet die Botschaft eine neue Enttäuschung, und ein großes Moment der Unsicherheit in der Weltwirtschaft bleibt leider bestehen.

Seit letzten Montag tagt in Genf der **Völkerbundsrat.** Er wird sich mit der **Saarfrage** zu befassen haben. 1935 soll nämlich die Abstimmung über die Rückkehr zu Deutschland stattfinden. Der Völkerbundsrat hat die Pflicht, der saarländischen Bevölkerung volle Abstimmungsfreiheit zu gewährleisten. Daß das nicht ohne starke Einschränkung der Propagandafreiheit geschehen kann, ist klar, worüber aber vor allem die Nationalsozialisten empört sind und bereits eine Delegation nach Genf gesandt haben, um sich beim Völkerbundsrat über die bisherigen Maßnahmen der Regierungskommission zu beschweren. Man sieht auf die Abstimmung hin schwere Konflikte und Zusammenstöße voraus. Mit Interesse wird man somit den Maßnahmen des Völkerbundsrates entgegensehen und man könnte es verstehen, wenn er die Abstimmung um 5—10 Jahre hinausschöbe, wie dies gewisse andere Kreise verlangen, da unter dem gegenwärtigen politischen Druck eine freie Abstimmung gar nicht möglich sei

Wenigstens ein Lichtblick am dunkeln politischen Himmel sei zum Schluß noch verzeichnet: Der, wie eine Athennermeldung besagt, bevorstehende Abschluß eines **Balkanpaktes** zwischen der Türkei, Griechenland, Rumänien und Jugoslavien, dem, wie man hofft, sich in nächster Zeit auch Bulgarien anschließen werde. Damit wäre wenigstens ein Gesahrenherd in unserm verworrenen Europa gebannt. Daß es ohne Völkerbund und Völkerbundsgeist wohl kaum zu dieser erfreulichen Entwicklung gekommen wäre, ist unzweifelhaft. D.

Julie Merz †.

Es gibt wohl keine Leserin des Schweizer Frauenblattes, die beim Blick auf seine letzte Nummer nicht von einem Gefühl leisen Schreckens, tiefer Wehmut und schmerzlicher Leere erfaßt worden wäre: In der ersten Spalte, dort, wo wir seit Jahren gewohnt sind, die klugen, weitausschauenden und doch auf engen Raum zusammengedrängten politischen Wochenberichte unserer Frau Merz zu lesen, da stand, von festen Trauerstrichen umrahmt, die Botschaft von ihrem Tode.

Frau Merz war mit dem Frauenblatt seit seiner Gründung enge verwachsen. Noch deutlich erinnere ich mich an ihr geheimnisvoll verheißendes Lächeln, als sie, anläßlich eines Besuches im Jahre 1918, verriet: „Wir Frauen planen Großes. Sie werden später davon hören." Gerne hätte man ihr am Anfang gleich die ganze Redaktion übertragen. Sie konnte das Anerbieten ihrer übrigen journalistischen Tätigkeit wegen nicht annehmen. Aber vom ersten Tage an war sie eine eifrige Mitarbeiterin, eine seiner tragenden Stützen und führenden Kräfte, und seit dem Jahr 1926 verfaßte sie regelmäßig die wöchentlichen In- und Auslandsberichte.

Sie war dazu auch in seltenem Maße befähigt: Einmal besaß sie die für eine Frau sicher einzigartige Kenntnis des politischen Lebens auf all seinen Gebieten, vor allem der Vorgänge im Bundeshaus und Bundesversammlung; dazu kam ihre solide Verankerung in der Frauenbewegung und ihre Verbindung mit den wichtigsten Frauenorganisationen, ihren Problemen und ihren Führerinnen, und endlich war ihr eine ausgesprochene journalistische Begabung eigen. So ist es zu verstehen, daß unser Blatt auch in Anfechtungen und Schwierigkeiten an dieser wertvollen, ja unersetzlichen Mitarbeit festhielt. Wir wissen, daß es im Lande herum zahlreiche Leser, Frauen und auch Männer gibt, die ihre politische Orientierung aus dem Frauenblatt bezogen, die unsere Zeitung um der Wochenchroniken willen besonders hochhielten. Dabei sei nicht verschwiegen, daß Frau Merz auch nicht immer allen zu Gefallen schrieb und Stellung bezog, wie das wohl keiner kann, der eine festumgrenzte Weltanschauung vertritt. Wir Frauen gehen wohl im Ziel, aber nicht immer im Tempo und in den Wegen einig: Die einen trägt ihr Glaube gerade so weit, als die Füße zu folgen vermögen, während die Glaubenskraft der andern die Schritte weit überflügelt. Jede Bewegung hat beide Elemente nötig; Die von heißem Blut getriebenen Stürmer und Dränger, die gelegentlich vor einem Zerbrechen starr gewordener Formen nicht zurückschrecken, und die besonnenen, ruhigen, die mehr auf dem Boden der Wirklichkeit stehen und auch die Unzulänglichkeit der Menschennatur in ihre Berechnungen einbeziehen. Frau Merz hat gerade durch ihre gemäßigte, in gutem Patriotismus und in Liberalismus verwurzelte Art, durch ihr unentwegtes, kampffrohes Eintreten für das, was ihr verwirklichungsmöglich schien, die Frauenbewegung stark gefördert, indem sie ihre Ideen in Kreise trug, die auf andere Weise nicht hätten erfaßt werden können. Für ihre unermüdliche, pflicht- und überzeugungstreue Arbeit sagen wir ihr hier unsern herzlichen Dank.

Ganz kurz vor dem Tode, nachdem sie sich von einem ersten gefährlichen Anfall etwas erholt hatte, diktierte Frau Merz ihrer Tochter ein Stück ihrer Lebensgeschichte. Die klaren, in ihrer schlichten Sachlichkeit packenden Sätze wurden an der Feier im Krematorium vorgelesen. Sie wurde am 22. August 1865 auf einem thurgauischen Landgut, das zugleich Erziehungsinstitut war, geboren. Der Vater Jakob Schmid, Seminarlehrer und Institutsvorsteher, kam im Jahr 1871 als Leiter der Knabensekundarschule nach Bern, wo seine Kinder die Schulen besuchten. Von nachhaltiger Wirkung scheint der Einfluß des Großvaters mütterlicherseits, eines Menschen von französischer Abstammung und umfassender politischer und wissenschaftlicher Bildung, auf die heranwachsende Julie gewesen zu sein. Nach bestandenem Lehrerinnenexamen bezog die Tochter die Universität Bern, an der sie sich nach einigen Semestern das Sekundarlehrerinnendiplom sprachlicher Richtung erwarb. Auf eine kurze Lehrtätigkeit in Biel folgte im Jahr 1891 die Ehe mit Dr. Walter Merz und eine dreißigjährige, ungemein glückliche Lebens- und Arbeitsgemeinschaft der beiden Menschen.

Zuerst Gehülfin des Mannes in seiner Tätigkeit als freier Journalist, schuf sich Frau Merz allmählich einen selbständigen weiterzweigten Arbeitskreis, dem sie nach des Gatten Tode auch noch einen Teil seiner Arbeit eingliederte, den sie bis zu ihrem letzten Abend treulich erfüllte. Die Berichterstattungen über Stände- und Großratsverhandlungen, über Veranstaltungen der Frauenorganisationen, über Vorträge und Versammlungen, die sie im Laufe der Jahre in der Tagespresse, vor allem im „Bund" erscheinen ließ, würden wohl dicke Bände füllen. An der Abschiedsfeier sprach der Präsident des bundesstädtischen Presschereins Worte bewundernder Anerkennung für die Leistungskraft dieser Frau, die bis in alle Nacht hinein in rauchigen Lokalen zuhörte und am Morgen ihre Berichte auf den Redaktionstisch legte, deren Frische und Unmittelbarkeit die gestörte Nachtruhe Lügen strafte. Gerade das Schwere, das Ruhe- und Atemlose ihres Berufes, schien sie so innig mit ihm zu verbinden.

Julie Merz
1865—1934

Seit 1915 leitete Frau Merz das Zentralblatt des schweizer. gemeinnützigen Frauenvereins selbständig, vorher war sie Mitglied der Redaktionskommission. Diesem Blatt, das sie zu einer gediegenen kleinen Zeitschrift ausgestaltete, galt wohl ihre besondere Liebe, auch ihre letzte berufliche Sorge. Am Tage vor ihrem Tode diktierte sie noch die Zusammenstellung der nächsten Nummer.

Kein Wunder, daß der Name von Julie Merz auch aufs engste verbunden ist mit unserem Jahrbuch der Schweizerfrauen. Sie gehörte zu den Initiantinnen des Werkes, war jahrelang Mitglied des Redaktionskomitees und schrieb selber wertvolle Beiträge. Im ersten Band berichtet sie in herzerfrischender Weise und bildkräftig anschaulicher Sprache über die vielseitige

Bertls Lebenstraum.

Erzählung von Ruth Waldstetter.

Bertl Hüssermann saß in einem niederen Kinderstuhl auf dem sonnigen Platz vor der Georgenkirche und sah zwei Zitronenfaltern zu, die an der roten Sandsteinmauer auf und niederwirbelten. Die Turmuhr hatte eben zwei geschlagen, und das Platzgeviert lag still unterm blauen Frühlingshimmel. Man hörte von weitem, wenn ein Mensch oder Wagen über das Steinpflaster der Kirchgasse daherkam oder jemand die Stufen des Georgengäßchens herunfstieg. Von unten drang ferner der Lärm des Marktplatzes, aber das Räderrollen, das Autohupen, das Klingeln der Elektrischen verschmolz in der Luft zu einem unbestimmten Unterton, über dem sich die Stille des Georgenplatzes unberührt ausbreitete. Wer da hinaufkam, fühlte sich in einer andern Welt, ein paar Jahrhunderte zurück, und stand vielleicht wie ein ungebetener Fremder zwischen der gotischen Pforte der alten, schmucklosen Kirche und den schmalen Häuserchen mit den niederen kleinscheibigen Fensterreihen, die den Platz eng umstanden.

Bertl Hüssermann war kein Fremder. Das Fenster in seinem Rücken öffnete sich in seiner Mutter Stube. Da hinter lag die Küche, daneben die Kammer, in der er geboren war und heute noch schlief mit Max, dem Konfirmanden, und Heiner, dem Zimmermannslehrling, wenn er zu Hause war. Da drinnen roch es feucht und abwechslungsweise nach aufgewaschenen Tannenböden, nach Kaffee, nach Wäsche, und am Sonntag nach Käskuchen; auch die Gerüche gehörten Bertl. Auf seinem Stühlchen vor der Tür saß er in seinem Garten. Die drei Kastanienbäume vor der Kirche, der Drachenbrunnen am Eingang der Gasse und die Spatzen und Buchfinken des Platzes gehörten dazu, aber auch der Glockenturm mit der Wetterfahne und die hohen, spitzen Kirchenscheiben, in denen die Sonne unterging, wenn sie den Platz und Mutter Hüssermanns niederes Stubenfenster schon lang verlassen hatte. Alles das kannte der Achtjährige wohl, er faßte es in seine großen, schwarzen Augen, die aus dem schmalen Gesicht begierig und verwunderungsvoll in die Welt schauten.

Vor einer halben Stunde war die Mutter mit Bruder Max im Georgengäßchen verschwunden. Sie hatte statt ihrem Kopftuch den Hut getragen, der sonst die ganze Woche zu oberst im Schrank lag. Er saß wie ein schwarzes Schiffchen über dem Nest ihrer Zöpfe, den Schnabel nach hinten aufgebogen. Bertl war es einsam zu Mut gewesen, als sie verschwanden, und sein Kindergesicht hatte sich in eine bekümmerte Altmännermiene verwandelt. Wenn fremde Menschen ihn so gesehen hätten, würden sie gefragt haben: „Wo tut's dir weh, Kind?" Aber jetzt schaute Bertl den Schmetterlingen zu und lächelte und lachte sogar laut, als die beiden Falter, die sich balgten, auf einen Augenblick sich fanden und zu einem einzigen schwebenden Flügelleib wurden.

Eben als Bertl entzückt herauslachte, tauchte eine rundliche Frau mit geröteten Wangen aus der Schlucht des Georgengäßchens auf, sah sich um, bemerkte den Kleinen und ging gemächlich auf ihn zu. Hinter ihrer stattlichen Gestalt erschienen andere: breite Männer und behäbige Frauen mit Schirmen trotz dem schönen Wetter und mit dauchigen Ledertaschen an der Hand. „He, Bübchen," rief die Frau mit einer hellen, freundlichen Stimme, „wo ist das Museum, weißt, wo die Vögel sind und das Mammut?"

Bertl mußte erst die Schmetterlinge vergessen und das Lachen, das ihm noch im Gesicht stand, und die Frau und ihre Worte erfassen. Aber dann sagte er frei und zutraulich: „He, gleich da", und zeigte mit einem mageren, knochigen Händchen in die Kirchgasse.

„Hier herum, und wie weiter?" fragte die Frau, während sie dem Bübchen zulächelte.

In Bertls Augen tauchte Unternehmungslust auf. Er kälelte sich von seinem Stühlchen empor mit einer merkwürdig gewundenen Bewegung, nahm ohne Zögern zwei kleine Stöckchen von seiner Stuhllehne und machte sich vor der Frau und ihren Begleitern auf den Weg. Alle blickten auf das Kind und blickten sich untereinander an. Sie sahen, wie Bertl seine mageren Beinchen eins ums andere mit ungelenken Schlenkern vorwärts warf, wie sein Körperchen windschief auf den Schenkeln saß, als hätte die Natur sie einzurenken vergessen. Sie sahen auch, daß Bertl an seinen Höschen Flicken hatte von allerlei Stoffen, die sich untereinander nicht kannten und keine Strümpfe an den steckendünnen Beinen und oben nur ein farblos verwaschenes Hemd. Die rundliche Frau, die eine Mutter war, sagte: „Bist du allein? Hat niemand Angst um dich, wenn du weggehst?"

„Die Mutter ist in die Stadt mit dem Max," erzählte Bertl, „für einen Konfirmationshut. Den Anzug kriegt er vom Fürsorger. — Sie kommt bald wieder," setzte er tröstlich hinzu.

„Und der Vater ist denkwohl auf Arbeit?"

Bertl antwortete nicht gleich, weil er nicht wußte wie. Dann kam es ihm. „Der Vater ist im Gottesacker. Wenn's Ostern ist, gehen wir dahin mit Schlüsselblumen."

Die Frau wandte sich ab. Sie suchte mit den Augen ihren Mann, der hinter ihr ging. Sie sahen sich an. Der Mann griff die Hand in die Hosentasche und zog eine Börse heraus. Noch eh er die Finger hineinsteckte, hatte eine Frau ihr Handtäschchen geöffnet; ein Mann griff in die Weste. Es ging plötzlich eine allgemeine gleiche Bewegung durch die Menschengruppe. Ein nämlicher Wille ließ die Hände in die Taschen fassen. Niemand wußte, woher er kam. Die rundliche Frau hielt ihren Schirm wie eine Schale dem Silberregen hin.

Bertl war weiter gegangen. Er bis die Lippen zusammen und schlenkerte sich vorwärts. Als er sich nach der Gesellschaft umblickte, sah er das Geld in den Schirm fallen und hörte die Frau mit der hellen Stimme sagen: „Die Frau Doktor und ich gehen mit ihm und holen euch im Museum wieder ab."

Und jetzt begann das Märchen. Es könnte Gänseliesel oder Aschenbrödel begegnet sein. Und doch waren keine Feen dabei und keine Königskinder, nur zwei Frauen aus einer Landgemeinde und der lahme Bertl vom Kirchplatz. Aber der wurde in einer Stunde vom Kopf bis zu Fuß verwandelt. Und als die Glocke drei schlug, saß er wieder auf seinem Stühlchen in der Sonne, doch kaum mehr erkennbar vor Schmuckheit. Ein weißes Hütchen auf dem Kopf — es war ein wenig groß für Bertls spitzen Schädel und saß auf den Augenbrauen —, ein blauer Anzug mit einer Troddel an der Bluse, ein neues Hemd darunter und Wollstrümpfe an den Beinen, das war das sichtbare Ergebnis der Verwandlung. Und indem er an einem vanilleduftenden Zuckerbrot knabberte, das er in der Rechten hielt, während die Linke ein Päckchen von sechs Taschentüchern umspannte — jedes mit einem braunen Schweizerhaus quer in der Ecke —, schien seine Gedanken der größten Freude entgegen, der Freude, die seiner Mutter bevorstand. Er hatte eine verklärte Miene, während seine Augen sich immer wieder auf die dunkle Oeffnung des Georgengäßchens richteten. Er durchlebte im voraus das Auftauchen der zwei Gestalten, sah die Mutter, die vor Freude und Neugier zu ihm hinflog, ihn von allen Seiten betrachtete und ihren Bertl so schön fand, wie nur die Jungen im Bilderbuch waren. Wie würde sie die Hände zusammenschlagen und sagen: „Nein auch, nein auch!"

Plötzlich aber waren Schritte da, ganz nah, aus der Kirchgasse: die Mutter! Sah sie noch nichts? Sie ging langsam, mit Hutsack und Marktnetz am Arm. Jetzt hielt sie den Schritt an, jetzt kam sie schnell heran. Ihr Gesicht war bekorgt. Suchte sie etwas? Hatte sie etwas verloren?

„Um Gottstauisgenwillen, Bub, wo hast du das her? Bist du verrückt oder ich?" Sie rief es fast jammernd. Bertl wurde blaß. Er konnte nichts sagen. Sie aber hielt einen kurzen Augenblick die Hand vor die Augen, um den Trug loszuwerden. Als sie wieder aufschaute, stand Bertl

Arbeit der Schweizerfrauen im Krieg; im zweiten Band erzählt sie die Geschichte der Nationalen Frauenspende, jenes imposanten Dankopfers der Schweizerfrauen, an dessen Zustandekommen sie ein großes Verdienst hatte. Im fünften Jahrgang endlich begleitet ihr Bild mit den gescheiten, energischen Zügen einen Aufsatz über „Die schweizerischen Hausfrauen und die Berufsorganisation". Ueber dasselbe Thema hatte sie auch an der Generalversammlung des Bundesschweizer. Frauenvereine vom Jahre 1917 in Aarau gesprochen und am 2. schweiz. Kongreß für Frauenintereſſen vom Oktober 1921 in Bern. Auch an der Organisation dieses Frauenwerkes war Frau Merz in hervorragender Weise beteiligt als Vizepräsidentin. Selbstverständlich hat auch die letzte große Frauenunternehmung, die Saffa, der Mitarbeit dieser Frau nicht entraten können. Als Präsidentin des Pressekomitees hat sie mit jugendlichem Eifer der Presse ein Heim geschaffen in der Ausstellung und als Mitglied des Organisationskomitees das Ihre beigetragen zu dem großen Werk und seinem guten Gelingen.

Wahrlich, die Schweizerfrauen verlieren viel an Frau Julie Merz. Was sie speziell den Bernerinnen bedeutete, das zu würdigen bleibe einer andern Stelle vorbehalten. Wer wird nun, wie sie es noch in ihrem letzten Berichte vom 5. Januar in diesen Spalten getan, seine Stimme so vernehmlich und eindringlich erheben zugunsten der „Stadtmütter", welche den Stadtvätern in der Bewältigung ihrer immer größer werdenden Aufgaben helfen sollten?

Anderseits wollen wir es gerade dieser unermüdlich tätigen Frau gönnen, daß sie, wie es ihr sehnlicher Wunsch war, aus dem vollen Leben und aus intensiver Lebensarbeit heraus hat scheiden dürfen. Wir wollen uns freuen, daß sie, wie es in ihrer Lebensgeschichte heißt, um den Weihnachtsbaum 1933 ihre ganze große Familie, 8 Kinder und 10 Enkel vereint sah. Sie hat in beglückender Weise Berufsarbeit und Mutterberuf miteinander in Einklang gebracht. Aber die Familie war ihr doch das Höhere. Wir wissen, welch vorbildliche Mutter, welch warmherzige Großmutter ihre Kinder und Enkel verloren haben. Ihnen sei darum unser herzliches Mitgefühl ausgesprochen und zugleich die Versicherung, daß die Schweizerfrauen immer in Verehrung und warmer Dankbarkeit der lieben Entschlafenen gedenken werden.

H. Stucki.

Frauen und Demokratie.*

„Die Staatsgewalt beruht auf der Gesamtheit des Volkes!"

Alljährlich können wir in fünf unserer kleinen Kantone sehen, wie Beteiligte und Unbeteiligte zu Landsgemeinden zusammenströmen — die einen, um zu handeln, die andern, um zuzusehen, wie jeder Bürger eines kleinen Volkes persönlichen Anteil an der Regierung seines Staates nimmt. Wer von den vielen Zuschauern tiefer gesehen hat, als nur das bunte Wesen der Standesweibel und Trachten, der hat in diesen Volksversammlungen das Symbol des freien Bürgers erkannt, der selbst als Teil des Ganzen mitbestimmt, was er als das Wohl der Gemeinschaft erachtet. Im gleichen Sinne, wenn auch in anderer Form, nehmen die Bürger in den andern Kantonen, wie auch in der Eidgenossenschaft, an der Bestimmung der Geschicke ihres Staates teil. So setzt beispielsweise Art. 2 der Verfassung des Kantons Bern als obersten Grundsatz unzweideutig fest: „Die Staatsgewalt beruht auf der Gesamtheit des Volkes."

Noch ist die Volksherrschaft in der Schweiz nicht ganz erfüllt, denn bei der heutigen Entwicklungsstufe und der wirtschaftlichen Mitverantwortung der Frauen müssen diese selbstverständlich auch mit zu dem „Volk" gezählt werden, auf dem die Staatsgewalt ruht. Während aber einerseits eine Vorwärtsentwicklung der Frauen im öffentlichen Leben angestrebt wird, so genügt schon eine oberflächliche Betrachtung der politischen Tagesfragen, um festzustellen, daß unter den Männern eine gewisse Abkehr von der Ausübung der Bürgerrechte und -Pflichten Platz greift, sei es aus Ueberdruß und Gleichgültigkeit, sei es aus Zweifel an der Einsicht der Bürger, sich selbst zu regieren.

Daß in einer Zeit der allgemeinen Not und Umwertung, wo alle volkswirtschaftlichen Dogmen versagen, auch die politischen Gebilde einer Revision auf ihre Tauglichkeit unterzogen werden, ist an sich begreiflich. Erstaunlich aber scheint es, wenn Vertreter eines Volkes, das sich durch jahrhundertealte Ausübung der Bürgerrechte geschult hat, nun Miene machen, die höchste staatliche Errungenschaft, die politische Freiheit des einzelnen Bürgers, preisgeben zu wollen. Wenn es vorläufig auch nur eine kleine Zahl ist, die nach dem Diktator in der Gestalt eines schweizerischen Landammanns ruft, so sind doch auch bei Befürwortern neuer Fronten, die auf verfassungsmäßigem Boden zu wirken glauben, deutliche Zeichen der Anlehnung an ausländische, unschweizerische Methoden und Grundsätze wahrzunehmen.

Die Frage stellt sich nun, wie wir Frauen uns zu der antidemokratischen Welle, die sich bei uns geltend macht, zu verhalten haben: Werden auch wir uns durch Schlagworte von der Stützung des Staates durch eine straffere Regierung, vom Schutze des Volkes gegen die Arbeitsmethoden rassenfremder Elemente blenden lassen? Wohl jede denkende Frau wird erkennen, welche schweren Gefahren jede Abweichung von unseren freiheitlichen Traditionen und Volksrechten für uns bringt. Die Annäherung an eine Diktatur, von welcher Seite sie auch komme, bedeutet die Anwendung von Gewalt Andersdenkenden gegenüber, an Stelle des Rechts auf eine eigene Meinung. Sie bedeutet für uns Frauen die rücksichtslose Einordnung in ein männliches System, an Stelle der freien Entfaltungsmöglichkeiten unserer Eigenart, die sich zum Wohle der Allgemeinheit auswirken soll. Sie bedeutet eine Rückkehr zum Faustrecht des Mittelalters anderen Rassen und Völkern gegenüber, an Stelle von Toleranz und rechtlicher Verständigung, diesen noch so zarten Pflanzen zwischenstaatlicher Beziehungen, die wir Frauen mit all unserem Hoffen und Wünschen umgeben! So darf wohl kein Zweifel bestehen, daß wir in der Erhaltung unserer demokratischen Volksrechte die Vorbedingung für die Entwicklung der Frauenkräfte und die Erfüllung der Frauenziele sehen müssen.

Aber noch eine andere Betrachtungsweise drängt sich uns heute auf: Die Schweiz ist ein Beispiel dafür, daß kleine Staaten, die sich weder durch militärische Uebermacht, noch durch unentbehrliche wirtschaftliche Produktion behaupten können, durch eine hohe kulturelle und politische Entwicklung einen Rang unter den anderen Staaten erringen, der ihre sonstige Bedeutung weit übertrifft. Diese Wertung verdanken wir aber unserer demokratischen Staatsverfassung und ihre Preisgabe wäre gleichbedeutend mit dem Verzicht auf hohe ideelle Volksgüter, die unserem Lande seinen Wert und seinen Ruf geschaffen haben. Es handelt sich deshalb heute vor allem darum, die Demokratie zu festigen, nicht sie zu erschüttern. Um der allerorts auftretenden Reaktion wirksam entgegenzutreten, scheint uns daher mehr als je die Stunde gekommen, wo unser Staat zur Erhaltung der alten Traditionen und Grundsätze, die seine Stärke ausmachen, sich politisch neue, unverbrauchte Kräfte zuführen sollte. In der Stunde schwerer wirtschaftlicher Bedrängnis die volle Verantwortung mit den Männern teilen, mit denen wir dasselbe Schicksal durchleben, in der Stunde politischer Entmutigung neues Vertrauen und neuen Impuls in die Kraft der Volksherrschaft bringen, das erscheint uns heute als die staatserhaltende Aufgabe der Frau. Wir möchten wünschen, daß die Frauen aller Volksklassen und aller Rassen, die unser Volk in sich vereint, sich solidarisch zu dieser Einsicht bekennen könnten, und daß auch weitblickende und einsichtige Männer diesen Schritt zur Festigung unserer Demokratie unterstützen.

A. Leuch.

* Aus dem vorzüglichen, illustrierten Jahrbuch für Frauenbestrebungen „Die Frau in der Schweiz", redigiert von Elisab. Thommen, Verlag Holenstein & Co., Preis 2.20.

Von der chinesischen Frau.

Zwei kurze Notizen melden uns von Tatsachen, die uns ahnen lassen, wie sehr nun auch in China, das Jahrtausende lang die Formen seiner Kultur festgehalten hatte, „Erneuerungen" Einzug halten:

„Durch das neue Zivilgesetzbuch ist in China die Ehe
zur einzigen legalen Form der Ehe erhoben worden. Zweite Frauen und Nebenfrauen können die Scheidungsklage einleiten."

Ferner: „Unter Führung einer bekannten chinesischen Politikerin ist in Lungjon ein
Frauenregiment
gebildet worden. Die Angehörigen des Regiments, zu dem sich bisher über 2000 junge Mädchen gemeldet haben, tragen eine Khakibluse, kurze Hosen und Sandalen, und müssen ihre Uniform selbst bezahlen. Die Instrukteure stellt die Nankingregierung. Nach Beendigung ihrer Ausbildung sollen die Amazonen in den Kampf gegen die Kommunisten in der Provinz Kwangsi eingesetzt werden und hinter der Front zum Schutz der rückwärtigen Verbindungslinien Verwendung finden."

Ueber
Frauenarbeit
in der chinesischen Textilindustrie berichtet uns das Internationale Arbeitsamt. Wir sehen, daß die niederen Löhne, die im Fernen Osten bezahlt werden, den Chinesen oder auch den dort installierten europäischen Unternehmern möglich machen, weit billigere Ware zu produzieren. Aber um welchen Preis! Die schlechten Arbeitsbedingungen, die zur Unterernährung und Uebermüdung der Frauen führen müssen, erinnern an Zustände, wie sie in Europa, auch bei uns in der Schweiz zu Anfang und Mitte des letzten Jahrhunderts vorkamen, bevor die Fabrikgesetze Wandel schufen. Das Eidgenössische Fabrikgesetz wurde als eines der ersten 1877 eingeführt und diente manchem späteren Gesetz zum Vorbild. Red.)

Aus Berichten über die Arbeitsverhältnisse der Frauen in den großen Industriezentren, wie Schanghai, Tientsin, und Wusih läßt sich ein ziemlich genaues Bild über die tatsächlichen Beschäftigungsverhältnisse der Frauen in der chinesischen Industrie gewinnen. Danach dauert die Arbeitszeit im allgemeinen mindestens 10 Stunden. In der Seidenindustrie beträgt der durchschnittliche Arbeitstag in Schanghai 10 Stunden und in Wusih 12 Stunden (von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends) mit einer Stunde Mittagspause. In der Baumwollindustrie in Schanghai und in anderen Industriebezirken dauert der Arbeitstag 12 Stunden; die Arbeiter müssen im allgemeinen ½ vor 6 Uhr in den Betrieb kommen. In einigen Fällen haben sie nicht einmal Gelegenheit, sich während der Mahlzeit auszuruhen, sondern müssen ihr Essen während der Arbeit einnehmen. Auch in anderen Industriezweigen dauert die Arbeitszeit im Durchschnitt 12 Stunden. In Saisonindustrien schwankt sie in der toten Saison zwischen 4 und 7 Stunden und in der Hochsaison zwischen 12 und 15 Stunden täglich. Die Frauen haben monatlich auf 2 Ruhetage Anspruch.

Die Löhne sind in den einzelnen Industrien und Berufszweigen außerordentlich verschieden hoch. In der Seidenweberei in Schanghai belaufen sie sich auf 35 Cents täglich und in der Tabakindustrie auf 90 Cents. In Tientsin sind die Löhne niedriger. Eine tüchtige Arbeiterin kann dort nur 70 Kupfer täglich verdienen. Der allgemeine durchschnittliche Tageslohn beträgt 50 Cents.

Da eine wirksame Gesetzgebung über die Regelung der Arbeitsbedingungen fehlt, kümmert man sich wenig um die Gesundheit der Arbeiterinnen. Die Fabrikräume sind im allgemeinen überfüllt, die Lüftung und die Beleuchtung schlecht. Die Arbeiterinnen werden von Vorarbeitern oder -arbeiterinnen sehr streng überwacht, die sie prügeln oder mit Geldstrafen in Höhe von 1 bis 2 Tagelöhnen und sogar mit Entlassung bestrafen können. Die Frauen bringen sehr oft Säuglinge und kleine Kinder mit in die Fabriken. Die Säuglinge legen sie auf den Fußboden unter ihren Arbeitsplatz oder die Maschine, an der die Mutter arbeitet, während man zwei- und dreijährige Kinder in dem Arbeitsraum zwischen den Maschinen spielen sieht. In einigen besser verwalteten Fabriken ist ein besonderer Stillraum eingerichtet, wohin die Säuglinge von Verwandten abgeholt werden. Die für das Stillen angesetzte Zeit ist aber sehr häufig zu kurz, und die Kinder werden wieder fortgebracht, bevor sie richtig satt sind. Die Mütter nehmen auch oft Essen mit, das sie auf den Dampfkesseln oder den Maschinen in der Fabrik wärmen. Es ist auch versucht worden, die Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen zu verbessern. So haben einige Fabriken besondere Eräume einaerichtet, anderer verabreichen kostenlos gekochten Reis oder heißen Tee für die Mittagsmahlzeit.

Die Wohnungsverhältnisse sind den östlichen Verhältnissen entsprechend sehr schlecht. Die meisten Arbeiterinnen sind auch nicht genügend ernährt. Sie müssen häufig schon um 4.30 Uhr morgens aufstehen, um ihr Essen zu kochen. Ihr Frühstück besteht aus gesalzenem Gemüse mit etwas Reis; ihre Mittagsmahlzeit besteht aus Reis mit einem Stück gesalzenem Fisch oder etwas Gemüse, das sie mit zur Arbeit nehmen. Nach Schluß der Arbeit sind sie im allgemeinen zu müde, um noch einmal eine Mahlzeit zu kochen, so daß ihr Abendessen nur aus dem chinesischen Brot, einer Art Keks, besteht. Bei Frauen, die in Nachtschichten arbeiten, sind die Ernährungsverhältnisse im allgemeinen noch ungünstiger.

Die Frau im Ratssaal?

B. Was? Wo? Bei uns? Gelwiß, nur eben oben auf der Tribüne und nicht im Großratssessel. Aber auch so kann eine Ratsverhandlung reich an Aufschluß sein. Kann einen zum Glossieren reizen. Glossen? Ja, man macht sie nur, wenn einem sehr behaglich oder dann sehr bedrückt zu Mute ist.

Behagen war es nicht, was zum Glossieren reizte.

Und was kann denn berichtet werden? Nichts Neues. Immer das gleiche Bild, wenn eine Frage, welche die Frauen angeht, in den Räten unseres lieben Landes beraten wird:

Unten im Saal die Herren, viele oder wenige, je nach der Gunst, die das vorliegende Traktandum genießt. Die Bänke waren diesmal gut besetzt, besonders auf der Rechten.

Oben auf der Tribüne die Zaungäste, viel arbeitslose Männer, junge und ältere, einige aufmerksame Frauen, eigens gekommen, um die Diskussion über die Motion Boßhart wegen Ausschluß der Doppelverdiener (vergl. Nr. 1 des „Frauenblattes") zu vernehmen. In drangvoll fürchterlicher Enge stehend spitzte man die Ohren, um sich kein Körnlein Weis- und Wahrheit entgehen zu lassen.

Ja, ja... der Laie wundert sich. Es muß nämlich unten im Saal gar viel des Privaten besprochen werden, der Redner muß aus ganzer Lungenkraft herdorschmettern, was er zu sagen hat, sonst — wehe dem Tribünenvolk, das so gerne Weis- und Wahrheit hören möchte.

Ja, und so wurde denn also wieder einmal da unten über „die Frau" gesprochen und beschlossen. Ein wenig beklommen war uns da oben zu Mute — es mag ja auch die gute warme Luft gewesen sein, die Höhenluft, die da gegen die Decke des Saales gestiegen war — beklommen aber auch ob der Frage: wo ist die Frau, die Sprecherin sein könnte da unten im Großen Rat und die, als Vertreterin der Frauen sprechen könnte von dem, was so indirekt nur durch die papierene Eingabe hatte gesagt werden können? Ein Appell wäre so nötig gewesen an diese Herren aller Parteien, eine Stimme, die autorisiert gewesen wäre zu sagen: „Wir Frauen". Wohl sind auch „wir Frauen" nicht alle einer Meinung, schmerzlich erstaunt konnte dies in der „N. Z. Z." konstatiert werden, wo am Abstimmungstag von einer M. St. merkwürdige Dinge zu lesen waren, bedauerlich mehr noch ihrer Schreibart als ihres Inhalts wegen. Doch im Ernstfall, wenn wirklich in den Fraktionen auch weibliche Großräte säßen, so fänden sie wohl doch den überparteilichen gemeinsamen Standpunkt, den sie dann vertreten könnten... Allerdings — M. St. dürfte dann nicht gerade Kantonsrätin sein!

Nun, wir wissen es ja, unsere Ratsäle sind Orte, an denen „cherchez la femme" verlorene Liebesmühe wäre.

Und was sagten sie denn, die Herren Kantonsräte? Man merkte es wohl, die Meinungen waren schon gemacht. Umsonst wetterte der Kommunist, um die Bürgerlichen zu überzeugen: er war ja auch nicht gerade glücklich in der Wahl seiner Argumente, die im vielgehörten Loblied auf Sowjetrußland ausklangen. Umsonst aber auch gab der bekannte Führer der evang. Volkspartei seiner so hochmodernen Ueberzeugung Ausdruck, daß die Frau ins Haus gehöre. Er konnte damit die Linke, die das Los der Tausende von zum Verdienst gezwungenen Arbeiterfrauen kennt, nicht überzeugen. Und daß er das Heil verhieß, wenn die 43 amtierenden verheirateten Lehrerinnen entlassen würden, um 43 Lehrern Platz zu machen, die dann heiraten könnten, erregte nur mehr einen Heiterkeitserfolg.

Rechts wie links spürte man ein gemeinsames: nicht der Wille, zusammen zum Wohl des Landes zu raten, ist führend, nein, zwei kämpfende Gruppen stehen sich in allem und jedem gegenüber. Diesmal waren die Frauen das Objekt, beim nächsten Traktandum etwas anderes. Der Laie denkt, sie können schon nicht mehr anders, es ist so Landessitte geworden, und offenbar meint man, seinen Wählern das schuldig zu sein.

Was für schwere Lehrzeiten muß unser „einig Volk von Brüdern" wohl noch durchmachen, da man offenbar wirklich erst und nur durch Schaden klug wird?

Gut gemeint.

Der waadtländische Große Rat hatte sich vor kurzem mit einer Motion zur Einschränkung der Gefahren des Bürgens zu beschäftigen.

Die Motion ist „voller guter Absichten" meinte voller Skepsis einer der beiden bäuerlichen Großräte, die den Fußweg zum Rathaus hinanstiegen.

Eine der „guten Absichten" ging dahin, die Un-

---

an sie gelehnt, hatte noch immer das weiße Hütchen auf und das blaue Wams an, und sie hörte seine leise Stimme: „Muetti, es ist alles bezahlt." Sie sah ihn an. Es war ja kein Lügner, dieses Kind. Erst jetzt wurde ihr Blick ruhig; sie sah, wie hübsch er ausschaute trotz seiner verrenkten Gestalt. „Komm, wir gehen hinein," sagte sie, packte den Jungen und das Stühlchen und schloß die Stubentür auf.

Nun sollte Bertl reden. Es ging schwer, denn er hatte so etwas wie Trauer und Schrecken in sich. Nur langsam kam es, brockenweise, dann aber, in der Erinnerung an die beiden Frauen, an das Geschäft, wo er im Aufzug gefahren war und wo ein Fräulein, das duftete wie ein Coiffeurladen, ihm den schönen Anzug übergezogen hatte, an die Kuchenstube, wo es Zucker in den Kaffee gab, wurde er so beredt, wie er vorher verlegen gewesen war. Er lachte zwischen seiner Erzählung; er beschrieb, als wär's ein Märchen, wie die Silberstücke in den Schirm geflogen waren. Mitten in seiner Begeisterung hörte er, daß die Mutter sich schneuzte. Sie fuhr sich auch mit dem Taschentuch über die Augen. Aber es war nichts Schlimmes; denn sie sagte in ihrer gewohnten ruhigen Weise: „Jetzt machen wir uns ein Käffeli, gelt? Kleider brauchst ja nun auch lang nicht mehr."

Es traf sich schön für Bertl, daß am nächsten Sonntag Maxens Konfirmation war. So durfte er sich sehen lassen, wenn er am Arm der Mutter mit zur Kirche ging. Er dachte sich die Leute, die ihm nun mit einem andern Gesicht nachgucken würden als sonst. Gewöhnlich hatte er das Nachgucken nicht gern; er hätte dann zu Hause verborgen in der Stube sein mögen. Etwas anderes war ihm noch wichtiger: daß er am Schulexamen sich Herrn Knopf zeigen durfte in einem Sonntagskleid wie die andern Buben. Herr Knopf, der Lehrer, war Bertls Freund und noch viel mehr, vielleicht seine erste Liebe. Bertl lernte schlecht, er war oft müde, er konnte seine Gedanken nicht zusammenhalten. Aber Herr Knopf schalt ihn nie. Und über das gefährliche Schuljahrende kam der kleine Hüssermann immer irgendwie hinüber in die neue Klasse. Nein, Herr Knopf hätte ihm das nicht zuleide getan, ihn einem andern Schulmeister zu überlassen.

Die Freundschaft Knopf-Hüssermann stammte aus Bertls zweitem Schuljahr, als er oft krank war und fehlen mußte und er seine Mutter sagen hörte: „Das Kind wird mir immer spitzer", wobei er sich nichts denken konnte. Er stand einmal im Hof in der Zehnuhrpause, an die Schulmauer gelehnt, und sah zu, wie die andern Kinder spielten. Da war einsmals Herr Knopf vor ihm und fragte: „Weißt du, wo der Bäcker Brosmer wohnt?" — „Je, grad um die Ecke, denk", sagte Bertl. „Willst du mir dort zwei Buttermecken holen?" Bertl strahlte auf und setzte schon seine Stöckchen vor. „Geld mußt du haben", lachte der Lehrer und gab ihm einen Zwanziger. Als er zurückkam und zwei glänzende braune Wecken abgab, machte Herr Knopf ein erstauntes Gesicht. „Die sind ja so groß", sagte er, „damit werde ich nicht allein fertig. Da, nimm du einen." Bertl, der altbackenes Brot, wie es zu Hause's bekam, ebensowenig mochte wie schwarzen Kaffee und Sauerrüben, wußte Butterwecken zu schätzen. Aber als ihn Herr Knopf am nächsten Tag wieder zu Bäcker Brosmer schickte, brachte er nur einen mit und gab einen Zehner zurück. „Se z'Donner, haben die so früh nur noch einen einzigen Wecken?" rief Herr Knopf. „Nein, ich meinte, weil's gestern zuviel war", stotterte Bertl und sah treuherzig zu seinem Lehrer auf. Der zog die Uhr und sagte: „Für heut ist's zu spät. Aber morgen holst du zwei und so alle Tage." Er gab dem Kleinen einen vorsichtig sanften Tätsch auf die spitze Schulter. Und seit damals ab Bertl an jedem Schultag einen Butterwecken. Er lernte aber auch seine Aufgaben, bis ihm ganz dumm wurde im Kopf. Doch er wußte sie darum nicht besser.

Mit zwölf Jahren mußte er die Schule wechseln und sich von seinem Freunde trennen. Er weinte heimlich deshalb. Aber das Leben hatte ihm bald einen größeren Kummer bereit. Es war im Winter, als es an einem bleichen Mittag bei Witwe Hüssermann klingelte. Das kam selten vor. Bertl sah durchs Fenster Männer stehen. Sie nahmen die Mühen ab, als Frau Hüssermann erschien, sie murmelten etwas. Die Witwe schrie auf und warf die Arme in die Höhe... Heiner, der Zimmermann, war auf dem Bau verunglückt und tot.

Am Nachmittag wurden Max und Bertl „das Leid anjagen" geschickt zu den paar Nachbarn, die Frau Hüssermann bekannt waren und zu den Kunden, bei denen sie wusch. Bertl schwang sich die Kirchgasse entlang und wiederholte flüsternd den Satz, den ihm die Mutter eingeprägt hatte. Er ging zu Herrn Bolliger, dem Küster von St. Georgen und zur Gotte Däggeli, die einen kleinen Butterladen hatte und ihm einen Zweihundertfrankenmodel mitgab für den Begräbnistag, wenn die Mutter Gäste hätte. Dann stolperte er die Treppe zu Frau Musmättli, der Putzfrau, hinauf. Er ging nicht gern zu ihr, weil sie ihn den „armen Albertli" nannte, wenn sie zur Mutter zum Schwatzen kam. Er fand sie in der Küche, wie sie einem heulenden Mädchen die Haare zöpfelte, während zwei kleine Kinder sich am Boden um einen Apfel balgten und eine Frau mit einem Marktkorb auf den Knien laut etwas schwätzte. Auf dem Tisch standen Kaffeetassen, und ein Kamm lag daneben. Bertl konnte den Mund nicht auftun. Der Spruch war ihm entfallen. Als die Kinder verstummten und ihn mundoffen anstarrten, brachte er bloß heraus: „Der Bruder ist tot." Jetzt sprang die dicke Frau Musmättli auf, schob ihm einen Stuhl hin und fragte vieles. Bertl antwortete mit ja und nein, und sah mit traurig hängender Lippe aus wie ein Blöder. Als das Fragen aufhörte, redeten die Frauen über das Geschehnis aufeinander ein, als wäre Bertl nicht da. Er war froh zu verschwinden und humpelte zur Tür. Das Gespräch brach ab. Frau Musmättli rief, sie werde ohne Fehl zum Begräbnis kommen, und noch heute besuche sie die Mutter. Die Weiber sahen dem Hinkenden nach. „Dem armen Zwirbel wär's besser geschehen", sagte die Musmättli. Bertl hörte es.

An einem Sonntag in den nächsten Wochen setzte Frau Hüssermann den schwarzen Schiffchenhut auf und sagte zu Bertl: „Komm, wir zwei wollen ein wenig spazieren gehen." — „Ich mag nicht", brummte der Junge, der über einem Buch saß. — „Warum denn nicht? Wir können nicht immer drin bleiben." Frau Hüssermann seufzte, an ihre Trauer erinnert. Bertl rührte sich nicht. „Was ist mit dir? Ich hab all die Tage gesehen, daß du nicht bist wie sonst." Bertl zuckte die Achseln. „Bist krank? Hättest mit Max gehen mögen?" Er schüttelte den Kopf. „Du machst mir schwer, Bub." Bertl erhob sich schweigend und holte das weiße Hütchen, das mit den Jahren gelb geworden war, aber jetzt auf seinen Schädel paßte.

Seit einigen Wochen wollte er nicht mehr am Arm der Mutter gehen. „Willst auch schon ein Mann sein?" fragte sie. „Ach!" stieß er nur heraus. Sein Wesen war verändert wie sein Gesicht. Er starrte oft vor sich hin, ließ die Unterlippe hängen und hatte Runzeln auf der Stirn wie in seinen kränksten Tagen. Die Mutter wußte erst jetzt, daß ihr das Liebste fehlte, wenn Bertl nicht lachte.

In der neuen Schule ging es ihm nicht gut. Nach dem ersten Jahr wurde er auf Probe befördert, die nächste Klasse mußte er zweimal absitzen. Und dann weigerte er sich, länger mitzumachen. So mußte von Berufswahl die Rede sein. Bertl kam mit dem Plan heraus, Hausierer zu werden und wollte von nichts anderem hören. „Warum denn so ein Bettelberuf?" fragte die Mutter. „Weil ich auch etwas sehen will wie alle", rief Bertl. Frau Hüssermann redete dem Schuhmacherhandwerk das Wort, der Vormund, Herr Bolliger von der Georgenkirche, hielt alles auf die Sesselflechterei. Es gab trübe Wochen; hinter allen Reden verbarg sich das, was nicht mehr ein Kinderleiden, sondern eine Mannesbürde war. Bertl wurde störisch, und einmal schrie er die Mutter an: „Ich bin ja doch zu nichts nutz!" Dann brach er kindlich in Tränen aus und ließ über sich verfügen. Er kam zum Sesselflechter in die Lehre.

(Fortsetzung folgt.)

terschrift der Ehefrau zu verlangen, ohne welche eine Bürgschaftserklärung des Ehemannes nicht gültig sein solle. Bei dieser Angelegenheit versäumte man nicht, der Waadtländerin einige platonische Anerkennung für ihre „tüchtige Arbeit", ihr „dévouement" auszusprechen. Aber — einmal seien ja alle Familien- und eherechtlichen Dinge im Zivilgesetzbuch festgelegt — und ferner — der Zwang zur Mitunterschrift der Ehefrau würde ja den Ehemann in Nachteil setzen gegenüber dem Witwer und Junggesellen. Da keine Frau im Rate saß, um zu erklären, daß „Eheglück verpflichtet" und daß es ganz natürlich wäre, wenn verschiedenen Umständen auch verschiedene Vorschriften entsprächen, so blieb es, um des Männer-Préstige willen dabei, daß auch künftighin jeder Ehemann sich ebenso leicht durch Bürgschaft ruinieren kann, wie jeder Junggeselle.

Im Ganzen sind die übrigen vorgesehenen Vorschriften schon recht. Die Nützlichkeit des Bürgschaftsprinzipes unterstreichend, rechnet man schließlich, um das Gefährdende dabei einzuschränken... auf den Unterricht in Volksschule und Fortbildungsschule: „Einigen Unterricht über diese Dinge in den letzten Schuljahren..."

Und einstimmig wurde der Bericht also zum Studium an die Behörde zurückgegeben. Somit wird die waadtländische Familie vor den bösen Folgen zu weitgehenden Bürgens geschützt sein durch gute Absichten, Pädagogik und durch das Bitten der Frauen.

Uebersetzt nach J. Friedli im „Mouvement féministe."

Die blühendste Industrie

ist ohne Zweifel die Rüstungsindustrie. Wir entnehmen einem Artikel der „N. Z. Z." „Die Kosten der Kriegsfurcht", daß in den letzten Jahren für Rüstungen in allen Ländern ausgegeben wurden:

	Golddollar		Golddollar
1925	3,497,000,000	1929	4,107,000,000
1926	3,557,000,000	1930	4,128,000,000
1927	3,873,000,000	1931	4,400,000,000
1928	3,956,000,000		

Wir sehen, ein stetes Ansteigen der ungeheuren Summen. Wahrlich, es lohnt sich, die Presse aller Länder in den Dienst der Kriegsfurcht zu zwingen und so die Völker bereitwillig zu machen für immer neue Opfer. —

Der Berichterstatter schreibt dazu:

„Die Nationen der Welt sind gleichsam in eine riesige Arena eingesperrt, wo, auf sie losgelassen wie Raubtiere, von allen Seiten die gewaltigsten Probleme sie bedrohen. Keine Flucht möglich. Gelingt es den Nationen nicht, dieser Probleme Herr zu werden, so werden die Mächte des Chaos das Feld behaupten. Noch sind die Würfel in diesem Kampf nicht gefallen. Doch statt den gemeinsamen Feinden gegenüber zu solidarischer Abwehr fähig zu sein, betrachten sich verschiedene Nationen gegenseitig selbst als die gefährlichsten Feinde. Sie setzen die schlechte Gesinnung beim Nachbarn und die gute bei sich selber voraus. „Diese Voraussetzung ist an sich schon die Aufforderung und die Ursache von Kriegen, weil sie dem Nachbarn die Immoralität unterschiebt und dadurch die feindliche Gesinnung und Tat zu provozieren scheint", so analysierte vor mehr als 50 Jahren Nietzsche die internationale Lage. Die gegenwärtige Situation ist davon kaum verschieden."

Frauen und wissenschaftliche Arbeit.

Von Jahr zu Jahr verstärkt sich die Anteilnahme der Frauen an wissenschaftlicher Arbeit. Dies wurde durch die vom 6. bis 13. September in Leicester veranstaltete Konferenz der British Association for the Advancement of Science neuerlich bewiesen. Fast dreißig weibliche Gelehrte traten als Vortragende auf. Fragen der Botanik, Zoologie, Anthropologie, Geographie, Volkswirtschaft, Erziehung, Psychologie und Physiologie wurden von ihnen behandelt. Wieder einmal mußte festgestellt werden, daß die Frauen vor keinem wissenschaftlichen Gebiet Halt machen, sondern sich in Studien und Forschungen vertiefen, „von denen sich die Schulweisheit einst nichts träumen ließ."

Die gelehrte Frau ist aber durchaus nicht ein Produkt unserer Zeit. Gelehrte Frauen hat es immer gegeben. Schon der Geschichte des alten Griechenland können wir eine Menge weiblicher Namen entnehmen, dessen Trägerinnen als Schülerinnen der großen Philosophen das geistige Leben beeinflußten und auch vielfach selbständige Schriften hinterlassen haben, die eigenste Geistesauffassung enthüllten. Am Ausgang des Altertums, in der Zeit, da das immer mächtiger werdende Christentum die durch die griechische Philosophie verbreiteten Ideen zum Verklingen brachte, war es eine neue Interpretin des Platonismus Hypathia, die den hellenischen Geist noch einmal in bezwingender Leuchtkraft erstrahlen ließ und so berühmt wurde, daß Männer und Jünglinge von weit und breit nach Alexandrien pilgerten, um sich von der als „Wunder ihres Geschlechtes" gepriesenen Frau belehren zu lassen.

Auch im Mittelalter ist die gelehrte Frau zu finden. Sie wirkt nicht nur in den Nonnenklöstern, wo sie, wie Hildegard von Böckelheim, die Aebtissin des Klosters Ruppertsberg bei Bingen, eine Naturgeschichte des Tier-, Pflanzen- und Mineralreiches „Physica" schreibt, wo sie die klassischen Sprachen erlernt und ein so hohes Geisteswissen erringt, daß Päpste und Könige sich von ihr, der gelehrten Klosterfrau, beraten lassen. Die gelehrte Frau tritt auch auf dem Katheder der italienischen Universitäten auf und verfaßt, wie Trotula, die an der ältesten medizinischen Hochschule in Salerno lehrte, ein Kompendium der gesamten Medizin. Und erst in der Renaissance, da Kunst und Wissenschaften eine neue, herrliche Blüteperiode erlebten und da im brausenden Strome der Lebensbejahung auch starke Frauenindividualitäten durch ihre Geistigkeit erglänzten, wie viele Frauen wirkten da in Italien, die an Gelehrsamkeit mit den bedeutendsten Männern wetteiferten! Um nur ein Beispiel zu nennen: die liebliche Novella d'Andrea, die ihren kranken Vater, einen berühmten Gelehrten vertretend, hinter einem Vorhang stand, wenn sie das kanonische Recht dozierte, um ihre Hörer nicht durch ihre Schönheit zu verwirren. Die gelehrte Tätigkeit der Frauen wurde damals so geschätzt, daß einzelne Städte um die Ehre stritten, als Geburtsort dieser oder jener weiblichen wissenschaftlichen Kapazität registriert zu werden. Damals gab es auch Frauen, die, obwohl sie gar nicht regelrecht studiert hatten, sich eine große Gelehrsamkeit aneigneten. So sagt der Historiker Johnson von Königin Elisabeth: „Sie besaß so viel Gelehrsamkeit, daß diese einem Bischof Würde verliehen hätte." Aber auch in späteren Jahrhunderten machten sich Frauen als Gelehrte bemerkbar. So die Astronominnen Karoline Herschel und Mary Somerville, die Mathematikerinnen Sophie Germain und Sonja Kowalewska. Und heute? Ist es nicht Mme. Curie, die Mitentdeckerin des Radiums, und Beatrice Sidney Webb, die englische Nationalökonomin, die nicht nur als gelehrt, sondern als genial gelten? Und neben diesen blendenden Sternen schimmern am Himmel der Wissenschaft noch viele funkelnde kleinere Lichter, deren Arbeiten dem wissenschaftlichen Fortschritt dienen, auch wenn sie keine epochemachenden Forschungen bedeuten.

Unter welchen Verhältnissen aber konnten die Frauen, die sich an das Studium der Wissenschaften wagten, bevor sich die Universitäten dem weiblichen Geschlechte erschlossen, ihrem Erkenntnisdrang folgen? Von den vereinzelten Italienerinnen abgesehen, die sich schon in früheren Jahrhunderten durch den Besuch der Hochschulen die elementaren Grundlagen für wissenschaftliche Geistesarbeit verschaffen konnten, mußten die Frauen oft geradezu heroische, übermenschliche Kräfte besitzen, um sich von der Distanz, die zwischen die Frauen und die Wissenschaft gelegt wurde, nicht abschrecken zu lassen. Und wenn sie es unternahmen, diese Distanz zu überbrücken, wie stark mußte die Unbedingtheit ihrer Hingegebenheit an die geliebte Wissenschaft sein, um unbeirrt und unentwegt den selbst gewählten Weg zu gehen und sich durch das innere Erlebnis der wissenschaftlichen Arbeit für den Verzicht auf die die Frauen sonst umschmeichelnden Freuden des Lebens belohnt und beglückt zu fühlen? Man denke nur an Sophie Germain, die französische Mathematikerin, die zu den Vorläufern Auguste Comtes gezählt wird, weil sie schon vor dem Begründer des Positivismus die Lehre aufstellte, daß alle Vorgänge durch Beobachtung und Berechnung auf ein einziges Vorbild zu reduzieren seien. Gegen den Willen ihrer Umgebung begann sie zu studieren. Die „Histoire des Mathematiques" von Montucla, die sie zufällig unter den Büchern ihres Vaters, eines Kaufmannes, fand, erweckte in ihr die brennende Sehnsucht nach dem Studium dieser Wissenschaft. Wie erschraken die Eltern über diese Neigung ihrer Tochter! Sie verboten ihr das Studium, sie entzogen ihr Licht und Feuer, um ihr das Lesen unmöglich zu machen. Aber Sophie Germain erhob sich in der Nacht, wenn alles schlief, um in einer eisigen Stube, in der die Tinte einfror, mit unlöschbarem Wissensdurst die versteckten Bücher hervorzuholen. Völlig autodidaktisch hat sich der Geist dieser Frau zur Höhe einer exakten Wissenschaft aufgeschwungen und sich dabei schöpferisch produktiv entfaltet.

Diese Frau war sicherlich, wie auch alle anderen gelehrten Frauen, eine Ausnahme. Aber eine Ausnahme, deren Existenz durch keine Geschlechtsanomalie begründet werden kann. Vielmehr eine Ausnahme, die durch die allgemeinen Verhältnisse gezüchtet wurde, die der Frau das Eindringen in die Wissenschaft verwehrten, weshalb den Frauen, die über alle Hindernisse hinweg zu einer ihr Denken absorbierenden wissenschaftlichen Tätigkeit gelangten, der Stempel aufgedrückt wurde, eine Ausnahme ihres Geschlechtes zu sein. Wenn aber, wie sogar heute noch immer wieder einmal behauptet wird, daß geistige Minderwertigkeit der Frau organisch aus ihrer Geschlechtszugehörigkeit erwachse, dann könnte es doch diese Ausnahmen nicht geben. Dann müßte der stärkste, der unbändigste Frauenwille an der Geschlechtsdisposition scheitern.

Im Vergleiche mit den Gesamtleistungen männlichen Geistes muß das Geistesschaffen der Frauen spärlich genannt werden. Ist es aber gerecht, die weiblichen mit den männlichen Leistungen zu vergleichen, wenn eine gleiche Vergleichsbasis nicht gegeben ist? Wenn man weiß, daß die Frauen gezwungen wurden, mit der Herde zu gehen, daß ihnen das Licht und die Luft zur geistigen Entwicklung abgesperrt wurde? In ihrem Buche „Wahrheit und Irrtum der Geschlechterpsychologie" spricht Professor Dr. Mathilde Vaerting davon, daß nur eine kleine Anzahl weiblicher Begabungen gerettet werden konnte. Wer aber fragt nach den namenlosen Genialen, die leistungslos zugrunde gehen mußten, weil ihre Kraft an ihrer Unterdrückung zerbrechen mußte?

Madame de Staël, die der französischen Literatur neue Lebensquellen durch die Einführung ihrer Landsleute in die deutsche Geistigkeit erschloß, die aber auch mit hinreißendem dichterischem Schwung für die soziale Gleichstellung der Frau kämpfte, rief einst dem sie abweisenden Kammerdiener Napoleons zu: „Das Genie hat kein Geschlecht". In einer Zeit, die sich noch nicht dazu verstand, die geistige Regsamkeit der Frauen zu fördern, hat diese Frau, deren Werke für die Beurteilung der weiblichen Natur so fundamental geworden sind, diese Weisheit ausgesprochen. Wird sie sich in der Zukunft durchsetzen? — Gisela Urban.

Bundessubvention für das Hausdienstsekretariat.

Die kürzlich in der Presse veröffentlichte Mitteilung, der Nationalrat habe den Beitrag an die schweizerische Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst gestrichen, könnte den Anschein erwecken, als ob die Behörden wenig Verständnis für die in der jetzigen Zeit besonders dringende Ueberführung von Schulentlassenen und Arbeitslosen in den Hausdienst hätten. Das ist nicht der Fall. Die Subvention wurde bei der Behandlung der Nachtragskredite fallen gelassen, weil die Beitragsleistung an diese Arbeitsgemeinschaft auf anderm Wege erfolgte. Der Bundesrat hat ihr aus dem Fonds für Arbeitslosenfürsorge einen einmaligen Beitrag von Fr. 10,000 zum Zwecke der Führung eines Sekretariates in St. Gallen zugesprochen. Die Inanspruchnahme dieses Fonds ist insofern gerechtfertigt, als eines der Hauptziele der Arbeitsgemeinschaft die vermehrte Ueberführung von Schulentlassenen und Arbeitslosen in den Hausdienst ist.

Eine weibliche Feuerwehr.

Die erste und einzige weibliche Feuerwehr Süddeutschlands, die seit eineinhalb Jahren besteht, ist die Schwesternfeuerwehr des Klosters Ursberg. Ihre Originalität besteht aber nicht allein darin, daß sie einzigartig als weibliche Feuerwehr dasteht, sondern daß sie auch einzigartig in Bezug auf die technische Ausbildung im Feuerlöschwesen ist. Kürzlich wurde ein Spritzenhaus, dessen sich eine Stadt nicht zu schämen brauchte, gebaut und zur Aufnahme der sämtlichen Rettungsgeräte eingerichtet. Hier sieht man eine 17 Meter hohe, fahrbare Leiter, Schlauchhaspelwagen, eine kleinere Leiter, einen Rettungsschlauchwagen und verschiedene andere Feuerlöschgerätschaften. Die Mitglieder der Feuerwehr, vor ungefähr Jahresfrist ausgebildet, sind Schwestern der Anstalt. Schon vor mehreren Jahren hatten die Behörden den Wunsch ausgesprochen, daß die sehr große Anstalt eine eigene Feuerwehr ausbilden solle. Im Brandfalle müssen die Schwestern möglichst selbst wirksam eingreifen können und die Hauptgefahr, bis die Ortsfeuerwehr kommt, abzuwenden suchen. Beinahe 70 Schwestern gehören zu der Anstaltswehr. Ihre Einteilung ist mustergültig. So stellen sie zwei Innenfeuerbekämpfungszüge, welche hinsichtlich der vielen Anstaltsinsassen und der Hilflosigkeit der meisten von größter Wichtigkeit sind. Ihnen ist ein Hydrantenlöschzug, ein Rettungs- und ein Sanitätszug beigegeben. Die Ausrüstung der Schwestern ist sehr zweckentsprechend. Der Innenlöschzug und der Rettungszug ist mit Lederhelmen ausgestattet. Gegen Rauchvergiftung schützt sie eine Rauchgasmaske. Die Gesamtleitung hat eine Kommandantin, erkenntlich an einer Feuerwehrsignalpfeife. Jede der Schwestern ist mit ihrer Aufgabe und ihrer Arbeit im Ernstfalle voll vertraut. Mit Liebe und Freude verrichten die Schwestern die nicht leichten Arbeiten, welche die Zugehörigkeit zur Anstaltsfeuerwehr, die ganz ohne männliche Hilfe ihre Pflicht erfüllt, erfordern. Eine große Inspektion durch den Bezirksbranddirektor fiel sehr zugunsten der Ursberger weiblichen Feuerwehr aus.

ksp.

Das Frauenblatt - Reiselektüre

Denkt daran, dass unser Blatt an den **Bahnhofbuchhandlungen** von Arbon, Buchs, Chur, Frauenfeld, Herisau, Romanshorn, St. Gallen, Wil, Winterthur, sowie in den **Kiosken** in Basel, Bern, St. Gallen und Zürich erhältlich ist.

Gebt es den Freunden mit - auf Reisen liest man gern.

Ein Schwanengesang.

Aus Deutschland erhalten wir folgendes Schreiben. Es kam uns ohne Kommentar zu, wir geben es ohne Kommentar weiter. Der „Allgemeine Deutsche Frauenverein" entspricht, entsprach vielmehr in seinem Wesen etwa unserem „Schweiz. Gemeinnützigen Frauenverein".

Allgemeiner Deutscher
Frauenverein
Berlin

Rundschreiben an unsere Mitglieder.

Liebes Mitglied!

Durch ein Anschreiben des Geheimen Staatspolizeiamtes ist uns mitgeteilt worden, daß nach Auflösung des Deutschen Staatsbürgerinnen-Verbandes auch unser Verein aufzulösen sei. Ein Fortbestehen desselben würde als Neugründung betrachtet, die nicht gestattet ist.

Verhandlungen mit dem Frauenwerk haben ergeben, daß man dort nicht gewillt ist, für die Erhaltung unseres Vereins einzutreten. Nachdem sich bei der Wahl am 12. November 93 Prozent des deutschen Volkes für Adolf Hitler entschieden haben, betrachte man jede Absonderung als dem Gedanken der Volksgemeinschaft widerstrebend. Das Bestehen einer kulturell gehobenen Frauengruppe könne nicht geduldet werden. (v. Red. gesperrt.) Die N. S. Frauenschaft lädt unsere Mitglieder herzlich und dringend ein, in ihren Reihen mitzuarbeiten, dort zu helfen an der Verwirklichung der Volksgemeinschaft.

Mit verbindlichem Gruß

gez. Clara Mommsen gez. Else Wer

Nicht weil Banago obendrein noch viel billiger ist als ähnliche Nährmittel, sondern seiner großen Bekömmlichkeit und stärkenden Wirkung wegen ist es bei abertausenden von Familien ein so beliebtes Frühstücksgetränk

P2On 33/99

Zu Otto Meyer-Amden im Kunsthaus Zürich.

Keine gewollte Problematik — doch schlichte, echte Wahrheit hat hier Ausdruck und Gestalt gefunden. Nicht ein römischer Brunnen in überschäumender Pracht und Fülle eine Schale in die andere sich ergießend, aber aus Tiefe und Stille geworden ist die Kunst eines Geklärten — Otto Meyer-Amden.

Erlebnis und Verklärung, Tiefempfundenes und Gestaltung einigt sich in bewußtem Erfassen und liegt durchwegs seinen Bildern und Kompositionen zu Grunde. In Musik gesprochen: keine Töne eines heroischen Beethoven noch Bach, aber ein Schumann und doch wieder in die Moderne hineingreifend, sagen wir — Reger —, die Moll vorwiegend, dann die Kadenzen, die unermüdlich immer wieder geschaffenen mystisch-religiösen Waisenhaus-Episoden klingen aus seinen feinsten Schöpfungen.

Welcher Reichtum, welche Reinheit der Seele und des Menschen enthüllt sich in all seinen Motiven, in der Erfassung des Vorwurfs und der Linienführung — welche Harmonie da, wo das köstliche Gut der Knaben-Akte in reinstem Akkord sich zu entwinden scheint der Erdenschwere! Erdgebundenheit und Entrückung verschmelzen hier zu einer Reinheit der Empfindung, wie sie nur letzte Hingabe an die Kunst, als solche, schafft: unantastbare Antwort des Künstlers auf seine begnadete Berufung. Denen erschlossen, die in seine Welt, in seine Tiefe eindringen und hier das Ereignis von Schöpferwille und Vermögen erfahren. Dann aber wird der Künstler unerschöpflich im geben. In der „Rosa-Reihe" findet er ganz besonders zarte und abstrakte, ja beinahe rätselhafte Töne, so sehr wird der Vorwurf Geist, daß jede Figur zu schweben scheint.

Wer entginge dem Zauber der innig-zarten „Dialoge", wo Materie und Seele Erfüllung und Erscheinung wird?

Ist es nicht, als hätte im Thema „Gärtner" (spätere Fassung) die Gestaltung das Irdische nur leicht gestreift und sich geläutert bis zur Verklärung, vom Rhythmus der Tannenordnung an, bis zur zarten Andeutung der Glorie ums Haupt der mittleren Figur, um schließlich in der Vision der Lilien sich zu vollenden?

Wahrhafte, feine Seele, die da schöpft am Urquell und am Endziel alles Sein's, dies ist Otto Meyer-Amdens Kunst. Immer wieder aufs neue zu einem sprechend, ohne Blendwerk und ohne Eitelkeit, aber ergeben, nicht fordernd, aber gebend, die geläuterte Synthese — erhoben aus Ero und Geist, Körper und Seele, vereint zu schwebender Harmonie. Kein Vorwurf ist dem still schaffenden Künstler zu gering — vom kleinen Stein, liebevoll herausgeholt aus seiner winzigen Existenz, bis zur feinsten Differenzierung der erweiterten Kompositionen — ich denke an die Bleistift-Zeichnung „Weihnachten des Künstlers": die Vision eines Weihnachtsbaumes, daneben die durch eine Glasscheibe geschaute Knabengestalt, die sich ihrerseits in einem rückwärtigen Spiegel wiederfindet. Welch meisterliche Tonabstufung in dieser und in all seinen Zeichnungen!

In gleicher Zartheit und eigenartiger Verwendung erblühen die Farben, wie von einer durch Kristall geschauten Welt, vom kleinen rot-blauen Stoffmuster bis zu seinen Landschaften.

Wollte man es wagen Otto Meyer-Amden gegenüber zu stellen einem andern Künstler — Picasso — würden beide sich in einem Begriff wahrscheinlich treffen — im Abstrakten — zentrifugal aber sich von diesem Mittelpunkt abstoßen in zwei ganz verschiedene Welten: hier schöpfen von Innen heraus und aus der Innerlichkeit — dort rauschende Kraft, sich auslebend in ungestümer Willkür.

Elsa Forster

Die zweite Sintflut.

Roman aus der jüngsten Vergangenheit, von Mia Munier-Wroblewska. — Hesse & Becker, Leipzig. Rm. 5.50.

Ein buntes, mit viel sinnenfälligem Beiwerk ausgestattetes Geschehen rollt sich vor uns ab. Der gemischtrassige russische Adel stellt die Hauptfiguren. Der Fürst Anatol, in dem sich Brutalität, dämonische Macht über Menschen und künstlerische Begabung mischen, hat einen Giftmord auf dem Gewissen, wird aber nicht entlarvt. Erst als sein Freund, der Halbbalte Boris, dem er zweimal das Leben rettet, ihn verläßt, fühlt er sich so gedemütigt, daß er sich selbst den Gerichten stellt. Er wird nach Sibirien verschickt, wo er, ein später Heiliger, büßt und Boris wiederfindet, dem er beichtet. Zuletzt muß er auch als Verführer sein „Schuldig" sprechen und wird von einer aufrührerischen Bande, zusammen mit dem Kinde einer Magd, das sich an ihn, seinen Vater, klammert, in den im Eisgang angeschwollenen Strom gestürzt.

Boris spielt die Rolle des Mahners und Beschützers seines Freundes, ist aber selbst blind verliebt in Prinzessin Vera, eine verführerisch-hübsche, sensationslüsterne Puppe, die in der „zweiten Sintflut", der Revolution von 1917—18, erschossen wird.

Tamara, der Prinzessin Hofdame, eine charaktervolle, edle Gestalt des Buches, fühlt in dem unfertigen Boris den versteckten tüchtigen Kern heraus und gewinnt stärkenden Einfluß über ihn. Nach Jahren der Trennung, nach Gefangenschaft, Reisen um die Welt treffen sich beide in einem Berliner Hotel, er als Gast, sie als Magd, und schließen den Bund fürs Leben, um in Kurland die Scholle zu bebauen.

Mit der ergreifenden baltischen Familiengeschichte „Unter dem wechselnden Mond" (6 Bände, Verlag Salzer) hat sich Mia Munier-Wroblewska einen bedeutenden Namen gemacht.

Der vorliegende Roman gibt ein Zuviel an Geschehen, ein Zuwenig an psychologischer Untermalung, an eigenen Empfindungsfäden der Gestalterin. Er ist das Werk einer zu weitgehenden Selbstentäußerung; mit flotter Eleganz, ja, mit Routine geschrieben, rasch und geschickt gefabelt und zurecht gemacht, fast schon im Hinblick auf den Film.

Die nachstehend genannten kleineren Werke der Verfasserin sind entschieden größer.

Sehr fein abgetönte „Geschichten zwischen Traum und Tag" sind unter dem Titel „Der rote Geiger" bei Cotta erschienen. In ihnen steht das Wort: „So sind Gedanken und Taten bisweilen die späten Wirkungen einer Kraft, deren einstige physische Hülle längst vermodert ist, sind Traumbilder bisweilen die Erlebnisse von der Erde Entschwundener." — Anspruchslos, zum Teil heiter, sind die Weihnachtsgeschichten in „Es schneiet Rosen" (Verlag Salzer), deren tiefste ein Weihnachten in Heimwehstimmung schildert. — Bei Salzer sind auch die Bändchen: „Das Haus am Zigeunerstrudel" und „St. Brigitten" erschienen. Im ersteren spielt der Eisgang als eine bedeutungsvoll das Leben begleitende Naturmacht eine Rolle, das letztere ist eine sorgfältig gestaltete, ethisch wertvolle Geschichte aus dem alten Reval voll großer Geschlossenheit und wohltuender Ruhe. — „Der Baumeister zu Mühlbach" (Verlag Bertelsmann, Gütersloh) ist eine, von Gedanken eingegebene, in Aufbau und Inhalt formschöne Novelle von der Auffassung, daß sich Künstlertum und Menschentum überhaupt bewähre und erhöhe im Opfer; daß man Abenteuer und Augenblickslust aufgeben solle zugunsten eines kraftvollen Wirkens dort, wo man einen braucht.

Margrit Vogt.

Von Büchern.

„Zur Berufslage der Sozialarbeiterin in der Schweiz". Erhebungen über die Arbeitsverhältnisse in der offenen Fürsorge.

Nach einer Diplomarbeit von Elsa Merz, Schülerin der Sozialen Frauenschule Zürich, zusammengestellt vom Vorstand des Vereins ehemaliger Schülerinnen der Sozialen Frauenschule Zürich.

Die Broschüre, 17 Seiten, kann zu 40 Rp., zuzüglich Porto, bei der Schweizerischen Zentralstelle für Frauenberufe, Schanzengraben 29, Zürich 2, bezogen werden und wird zur Anschaffung bestens empfohlen.

Von Kursen und Tagungen.

Die Gruppe Zürich der Internat. Frauenliga für Friede und Freiheit veranstaltet einen Kurs von Frau Professor Dr. Anna Siemsen über:

Die gesellschaftlichen Grundlagen der Erziehung.

Beginn 17. Januar, und vier weitere Male je Mittwoch, 18 Uhr, Hirschengrabenschulhaus, Zürich. Anmeldungen an A. v. Monakow, Lindenstr. 25, Kursgeld Fr. 4.—, Einzelvorträge 1.—.

Zürcher Frauenbildungskurse.

Die Kommission für Zürcher Frauenbildungskurse, die dieses Jahr vom 22. Januar an durchgeführt werden, veranstaltet zunächst eine Serie von vier Vorträgen über das Thema „Moderne Gefahren im Haushalt". Der Referent Dr. S. Wehrli, ist chemischer Mitarbeiter von Professor Zangger im gerichtlich-medizinischen Institut. Eine Anzahl solcher Gefahren, die erst in neuerer Zeit der Hausfrau und Hausangestellten drohen, sollen in ihren Ursachen gezeigt und dadurch manchem Unheil vorgebeugt werden. Durch Experimente und Vorweisung von Abbildungen werden die Vorträge besonders eindrücklich gestaltet. — Der Psychologe Dr. Fritz Schaer stellt im zweiten Kurs den starken und schwachen Charakter in der Gemeinschaft dar und zeigt Wege zur Festigung und Bewährung. Er spricht vom Werden des Charakters und wie man selber eine Art Charaktertraining durchzuführen vermag. Ferner vom Charakter in den Gemeinschaftsformen der Jugend, im Beruf und Lebensaufgabe, in der Liebe und Ehe und schließlich in der Volksgemeinschaft und im Staat. Der Referent geht insbesondere den schweizerischen Charaktereigentümlichkeiten nach. Zuletzt sollen die Hörerinnen Schlüsse ziehen können auf ihren eigenen Charakter.

Der dritte Kurs von Dr. W. Bührig (Chur) behandelt die Grundlinien der Graphologie und die Grenzen ihrer Anwendung mit Hilfe von Lichtbildern. Natürlich kann in kaum fünf Stunden kein eigentlicher Lehrkurs erteilt, sondern nur ein allgemeiner Ueberblick gegeben werden. Graphologie leistet den verschiedensten Wissenschaften, zum Beispiel Psychiatrie, Pädagogik, Jurisprudenz wichtige Dienste. Sie ist vor allem ein Mittel zur Förderung der praktischen Menschenkenntnis. Der vierte praktische Kurs gibt eine vielfach gewünschte Fortsetzung der Anweisungen zu modernen Strick- und Häkelarbeiten unter einer sachkundigen Leiterin.

Die Gymnastikkurse von Leni Weidmann, H. Züblin und E. Großmann kommen den verschiedensten Bedürfnissen der Teilnehmerinnen entgegen, sowohl denen nach gründlicher Durchbildung des Körpers, wie denen nach rhythmisch-tänzerischer Betätigung oder nach Bewegung ohne größere körperliche Anstrengungen. Renate Ott setzt die bei den Kindern sehr beliebten Gymnastikstunden fort mit musikalischer Betonung der Rhythmik. — Programme durch das Sekretariat (Frl. Weiland, Schulhausstr. 25, Zürich).

Kleine Rundschau.

Vom Preisgericht ausgezeichnet.

Die Schweiz. Vereinigung für Heimatschutz hat ein Preisausschreiben veranstaltet für ein Festspiel zum 1. August. Es sollte kurz und volkstümlich sein. Von den 76 eingesandten Arbeiten wurden 7 mit Preisen ausgezeichnet, worunter das „Kleine Heimatspiel" von Frau Julie Weidenmann.

Frauenmehrheit in Prag.

Die letzte Prager Wählerstatistik, die alle mehr als 21jährigen Männer und Frauen Prags erfaßt, zählt beinahe genau 300,000 Frauen, aber nicht ganz 250,000 Männer, die wahlberechtigt sind. Also ein weibliches Uebergewicht, das sich bei einem geschlossenen Vorgehen der Frauen bei der Wahl in einer Frauenmehrheit im Prager Zentralverwaltungskörper, im Stadtrat, in der Besetzung der meisten und wichtigsten Referentenstellen und schließlich in einer Frau als Primator (Oberbürgermeister) der Hauptstadt der Republik auswirken müßte. Aber Prag würde auch in die Landesvertretung eine Frauenmehrheit entsenden, da unter ihren 24jährigen und älteren Wählern gleichfalls eine Frauenmehrheit von rund 50,000 Stimmen besteht. Dasselbe Verhältnis ist bei den Prager 26jährigen und älteren Wählern, die das Wahlrecht in den Senat der Nationalversammlung besitzen. Auch hier müßte die Mehrzahl der Vertreter Prags Frauen sein. Das größte Uebergewicht haben die Frauen im Stadtteil Prag XII (Vinohrady = Weinberge), dem Stadtteil des Beamten- und Mittelstandes.

Frauenemanzipation in Aegypten.

Die ägyptische Staatsuniversität in Kairo hat erst vor ganz kurzer Zeit ihre Pforten studierenden Frauen geöffnet. Nun hat die erste Frau bereits das Diplom als Lizenziatin der Rechte erhalten und ihre Prüfung mit besonders gutem Erfolg bestanden. Es ist nicht die erste Aegyptерin, die einen akademischen Grad erlangt, aber alle mußten bisher an fremden Universitäten promovieren. Hervorzuheben ist, daß die erste Graduierte der Rechtsfakultät der ägyptisch-arabischen Universität eine Mohammedanerin ist, Naima el Ayoubi, die Tochter eines bekannten arabischen Historikers, während bisher nur christliche oder jüdische Aegyptерinnen ihre Universitätsstudien abgeschlossen haben.

Humor im englischen Unterhaus.

Die schlagfertige Abgeordnete: Kürzlich hatte das englische Unterhaus ein Gesetz beschlossen, das den Engländerinnen, die mit Ausländern verheiratet sind, unter gewissen Umständen die Beibehaltung oder Wiedererwerbung ihrer britischen Nationalität gestattet. Ein Abgeordneter meinte, wenn eine Britin nicht fremde Staatsbürgerin werden wolle, dann solle sie eben keinen Ausländer heiraten. Worauf sich Miß Rathbone, die Vertreterin der Universitäten im Unterhaus, von ihrem Sitz erhob und nach einem vielsagenden Blick auf die männlichen Repräsentanten des britischen Volkes folgende Worte sprach: „Wenn ich hier in die Runde blicke, dann wundere ich mich manchmal, warum eine Frau überhaupt den Wunsch hat, zu heiraten." Die Herren der Schöpfung waren großzügig genug, diesen Ausspruch der 63jährigen mit heiterem Beifall zu beantworten.

Versammlungs-Anzeiger

Basel: Freitag, 19. Januar, 20 Uhr, Bischofshof: Hausfrauenverein, Mitgliederversammlung: u. a. „Anregungen und Aussprache über die Hausbedienstfrage".

Herisau: Bund für Frauenbestrebungen, 19. Januar, 20 Uhr, im Löwensaal: „Erlebtes und Geschautes in Schweden und Dänemark". Vortrag von Frl. Clara Nef, Herisau.

Winterthur: Verb. Frauenhilfe, Mütterabende. Seen: Schulhaus, Montag, 22. Januar, 20 Uhr: „Wir Frauen und unsere Kleidung", Frau Dr. Keller: Töfffeld: Dienstag, 23. Januar, 20 Uhr, Kindergarten „Ratschläge für häusliche Pflege", Schw. Anna Heß.

Zürich: Stimmrechtsverein. Monatsversammlung, 24. Januar, 20 Uhr, Ofenbaum. Stadelhofen. Referat von Fran Glättli über „Tote oder lebendige Schweiz" von Paul Lang: u. a. Gäste sind willkommen.

Zürich: Frauenliga für Friede und Freiheit, Gruppe Zürich, Dienstag, 23. Januar, 15 Uhr, in „Karl dem Großen", Roter Saal: Zwanglose Zusammenkunft (Tee), Frau Polya erzählt von ihrem Besuch bei Jane Addams im Hullhouse. (Mit Lichtbildern.) Gäste willkommen.

Zürich: Frauenbildungskurse „Moderne Gefahren im Haushalt", Dr. S. Wehrli: Beginn: Mittwoch, 24. Januar, 20 Uhr, Fächerschulhaus Promenade. Gymnastik, Frau Weidmann, Beginn: Dienstag, 23. Januar, 9.15 Uhr vorm. Frl. Züblin. Beginn: Montag, 22. Januar, 20.15 Uhr. Frl. Otto (für Kinder). Beginn: Dienstag, 23. Januar, 17 Uhr. (Näheres siehe bei „Kurse und Tagungen".)

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Helene David, St. Gallen, (abwesend):

Vertretung: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25. Tel. 32,203.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstr. 142. Tel. 22,608.

Man bittet dringend unberlangt eingesandten Manuskripten Rückporto beizulegen, ohne solches kann keine Verpflichtung für Rücksendung übernommen werden.

Flechten

jeder Art, auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte **Flechtensalbe „Myra".** Preis kleiner Topf Fr. 3.—, gr. Topf Fr. 5.—. Zu beziehen durch die **Apotheke Flora, Glarus** OF11186Z

Locarno — Monti

Pension Olanda (Walter) Herrl., staubf. Lage. Balkone und Logoien. Südzimmer m. fließendem Wasser. Park mit Sonnen-Bad. Pension Fr. 6.50. Tel. 27. P. 1974–2 O

Schweiz. Frauenfachschule in Zürich

Die Schule bietet Gelegenheit:

1. **Zur Erlernung eines Berufes.**
   Damenschneiderin Lehrzeit 3 Jahre
   Weissnäherin „ 2½ „
   Mäntel- und Kostümschneiderin „ 2½ „
   Am Schluss mit obligat. Lehrabschlußprüfung.
   In allen Abteilungen Lehrwerkstätten mit Kundenarbeit (4 Werkstätten für Damenschneiderei, 3 für Weissnähen, 1 für Jacken und Mäntel). Neben dem praktischen Unterricht auch theoretische Fächer. Anmeldungen bis 1. März einzusenden.
2. **Fortbildungskurse für Meisterinnen und Arbeiterinnen.**
3. **Kurse für den Hausbedarf.**
   Weissnähen, Kleidermachen, Stricken und Häkeln, Flicken, Anfertigen von Knabenkleidern.
4. **Zur Vorbereitung auf den Kant. Zürch. Arbeitslehrerinnenkurs.**
   Sonderabteilung. 3 Jahre. Vollständige Berufslehre als Weissnäherin, mit Kursen in Kleidermachen, Stricken und Häkeln und Besuch von theoretischem Unterricht an der Töchterschule Zürich.
   Anmeldungen mit Sekundar- und Arbeitsschulzeugnissen bis 31. Januar an die Frauenfachschule einzusenden.
   Ausserdem können auch die unter 1 und 3 genannten Ausbildungsgelegenheiten als Vorbereitung besucht werden. Alle Arten der Vorbereitung dispensieren jedoch nicht von der Ablegung der Aufnahmeprüfung für den Arbeitslehrerinnenkurs.
5. **Zur Ausbildung als Fachlehrerin**
   in einem der unter 1 erwähnten Berufe oder zur Weiterbildung von bereits im Amte stehenden Lehrerinnen.
6. **Fortbildungsklasse,** in Verbindung mit der Haushaltungsschule Zürich, zur Absolvierung des oblig. hauswirtschaftlichen Unterrichts mit Einschluss von nicht vorgeschriebenen Fächern, zu einem geschlossenen Ausbildungsjahr für schulentlassene Töchter. Anmeldungen bis 15. März.

Gefl. Prospekt und Anmeldeformular verlangen.

Zürich 8, den 8. Januar 1934.
Kreuzstr. 68. **Die Direktion.**

Haushaltungsschule St. Gallen

Sternackerstrasse 7 P 17248 G

Kurs für Hausbeamtinnen in Grossbetrieb: Dauer 1½ Jahre Beginn Mai 1934

Kurs für hauswirtschaftl. Berufe: Dauer 1 – 1¾ Jahre Beginn Mai 1934

Haushaltungskurse: Dauer ¼ Jahr Beginn Mai und November

Kindergärtnerinnenkurs

mit staatl. Diplomprüfung beginnt am 20. April 1934 P 2167 Ch

Frauenschule Klosters

Verkaufsmagazine

in:

Zürich	Madretsch	Schaffhausen	Buchs
Winterthur	Olten	Neuhausen	Appenzell
Wädenswil	Solothurn	Chur	Herisau
Horgen	Thun	Aarau	Frauenfeld
Oerlikon	Burgdorf	Brugg	Kreuzlingen
Meilen	Langenthal	Baden	Wil
Altstetten	Neuenburg	Zug	Basel
Bern	La Chaux-de-Fonds	Glarus	Liestal
Biel	Luzern	St. Gallen	Laufen
		Rorschach	Pruntrut
		Altstätten	Delsberg
		Ebnat-Kappel	Zofingen

MIGROS

20-13

Das Milchproblem

und die Verbilligung der Kondensmilch

Es ist für den Konsumenten interessant, festzustellen, daß Fabrikate, die die Migros nie führte, trotz des starken Fallens der Rohstoffpreise ihren Preisstand behaupteten.

Unter diese gehört in erster Linie Kondensmilch.

Ein Vergleich zwischen der Preisbewegung von Schachtelkäse und Kondensmilch liefert den schlüssigen Beweis. Im Jahr 1928 kostete die Büchse Kondensmilch im Laden Fr. 1.—, eine Schachtel zu 6 Portionen Käse Fr. 1.30. Heute kostet Kondensmilch Fr. —.90, Schachtelkäse Fr. —.55. Während demnach Schachtelkäse unter der Hälfte des früheren Preises erhältlich ist, in gleicher Qualität, wenigstens bei der Migros, ist Kondensmilch nur um 10 Prozent im Preis zurückgegangen. Rohstoff für beide ist die Milch.

Was wir bezwecken, ist in erster Linie, daß der Konsum an Kondensmilch sich vervielfache.

Zu 90 Rp. bis Fr. 1.— ist Kondensmilch ein Luxusartikel. Zu 60 Rp. die Büchse = 1¼ Liter Milch (es braucht 1¼ Liter für eine Büchse Kondensmilch) macht es 48 Rp. per Liter (Frischmilch 32—34 Rp.) gegenüber 60 Rp. vorher. Damit darf behauptet werden, daß Kondensmilch zu unserem Preis ein Nahrungsmittel des täglichen Gebrauchs geworden ist. Es sollte jede Familie, namentlich im Sommer, einen „eisernen Bestand" an eingedickter Milch zu Hause für alle Fälle haben.

Wichtig ist, daß unsere Kondensmilch im Geschmack nicht wesentlich von gekochter Frischmilch abweicht. Bekanntlich ist Kondensmilch als Zugabe zu „Müesli" sehr beliebt. Aber auch zu Aepfeln, Bananen etc. ist Kondensmilch ausgezeichnet. Den Kindern ist das Büchslein zu empfehlen, indem sie ohne weiteres „Nidelzeltli" daraus braten können (Jugenderinnerung). Kinder, die die Milch nicht gern haben, schlecken gerne Kondensmilch mit allem möglichen zusammen. Den Touristen, Skifahrern und anderen Sportsleuten sei die nunmehr billige Kondensmilch wärmstens empfohlen.

Auch hier gilt das Migros-Programm, nämlich das Konsumenten- und Produzenteninteresse auf einmal wahrzunehmen, denn den Milchproduzenten wird wohl noch der größere Gefallen getan als selbst den Konsumenten.

Bekanntlich können die Milchverbände nur ein bestimmtes Quantum Milch abnehmen. Für das Ueberschußquantum muß der Produzent selbst Absatz suchen, wenn er es nicht weit unter dem offiziellen Preis abgeben will. Selbstverständlich zahlen unsere Freunde den vollen Produzentenpreis. Durch unser Vorgehen wird es möglich sein, ein zusätzliches Quantum Milch im St. Gallischen zu placieren, täglich 2000—3000 Liter. Hoffentlich folgt auch diesmal die gesamte verehrliche Konkurrenz unserem Preisabbau, damit der Absatz der Milchprodukte eine allgemeine Vermehrung erfährt. Nichts ist nützlicher für die Milchwirtschaft.

NEU! Im Laufe der Woche **NEU!**

la Kondensmilch, gezuckert

Marke „Säntis", die **Originalbüchse** (auch an den Wagen) **60 Rp.**

Wichtiges über Eier —

Ein großer „Migrosfresser" (wohlverstanden im Sinne von Migros-Gegner!) bezog nur die Eier und das Oel vom Migroswagen, den er grundsätzlich tief verdammte. Er konnte die Frage an mich nicht unterdrücken: „Wie kommt es, daß ich in drei Jahren nie ein schlechtes Ei in den Migros-Eierschachteln fand? Wachsen denn die guten Eier für Sie und die andern für die Andern?" Man kann sich diesen Migroskunden-Widerwillen vorstellen, wie er 300mal im Jahr gespannt auf das erste schlechte Ei paßte, um zu sagen: „Da sieht man, auch die Migros!" — und dieses erste schlechte Ei zu seiner Enttäuschung immer nicht kam!

Nein, die guten Eier wachsen nicht besonders für die Migros, aber:

1. kaufen wir ausschließlich Frisch-Eier und zahlen den im Winter entsprechend hohen Preis dafür,
2. **durchleuchten** wir jedes Ei direkt bevor wir es in die Schachtel legen und schließen jedes nicht frische Ei peinlich aus,
3. arbeitet der Migros-Verteilungsapparat derart rasch, daß die Eier keine Zeit haben, schlecht zu werden: „Der Verbrauch eilt der Verderbnis voraus".
4. erlaubt es der Kontroll-Datumstempel der Hausfrau, festzustellen, ob die ihr verkaufte Schachtel Eier frisch kontrolliert ist, und endlich kommt es nicht vor, daß die Hausfrau die **zuletzt** gekauften Eier zuerst braucht weil jedes Ei den Datumstempel trägt.

Also im wahrsten Sinne des bekannten Wortes: „Alles Geschwindigkeit, meine Herrschaften, keine Hexerei!"

„Kisten-Eier".

mit diesem Wort war jahrzehntelang ein „Nüechteligeschmack", herrührend von feuchtem, nicht wohlriechendem Stroh, verbunden. Heute sind die Verpackungsmethoden fortgeschritten: Es wird in der Hauptsache extra getrocknete Holzwolle, ja teilweise und künftig immer mehr Kartonfächerwerk — jedes Ei ein kleines Fach für sich — verwendet. Auch die Eiertransporte sind speziell organisiert, so daß Eier

von Holland nur 2 Tage
von Belgien nur 2 Tage und
von Polen nur 5—6 Tage

Reisedauer bis an die Schweizergrenze brauchen.

Der Eierhandel ist einer der kompliziertesten. Etwa 10 Länder kommen als Lieferanten für die Schweiz in Betracht. Bald ist es der Norden, bald der Osten, viel weniger der Westen und der Süden, die je nach Temperatur und Saison leistungsfähig sind. Auch die Preisschwankungen sind ungeheuerlich — in Prozenten des Ursprungslandwertes ausgedrückt. Es ist das reinste Orgelspiel mit vielen verschiedenen Registern und Bälgen, die es mit Händen und Füßen zu ziehen und zu treten gilt, denn jeder falsche Ton kostet schweres Geld.

Die Import-Kontingentierung hat das Spiel naturgemäß noch bedeutend kompliziert. Die Eierimporte werden selbstverständlich zur Erreichung von Exporterleichterungen für Schweizerprodukte als Austauschobjekt verwendet, und Bern schreibt jeweils das Bezugsland — je nach den handelspolitischen Interessen bald das, bald jenes — dem Importeur vor.

„Kühlhaus-Eier".

Mit dem Fortschreiten der maschinellen Kälteerzeugung nahm das Einlagern von Eiern in der Zeit der größten Produktion, d. h. der billigsten Preise, stark überhand. Die sogenannten Kühlhaus-Eier sind an der etwas rauher Schale — die Kalkschale scheint während der Lagerung zu „arbeiten" — für den guten Fachmann schon äußerlich erkenntlich. Er hat es in den Fingerspitzen.

Das Kühlhaus-Ei nimmt immer mehr oder weniger den Geruch und Geschmack der Kühlhausluft an, einen leicht „nüechteligen" Geschmack. Beim Zubereiten von Spiegeleiern zerfährt auch der Dotter des „Kühleis" nicht selten. Das Kühlhaus-Ei ist das typische „Koch-Ei". Die Preisdifferenz zwischen Kühlhaus- und Frisch-Ei ist je nach Saison und Vorräten verschieden und beträgt zurzeit etwa 30 Prozent.

Wichtig für den Konsumenten ist,

daß die Migros grundsätzlich jahrein und jahraus **absolut keine Kühlhaus-Eier** vermittelt.

„Kalk-Eier"

sind im Handel nicht mehr häufig zu treffen. Man greift darauf nur noch in Jahren geringster Produktion zurück. Auch für den Haushalt rentiert es sich kaum mehr, zu dieser Konservierungsmethode zu greifen. Wir führten noch **nie** Kalkeier.

Konfitüren zu **25** Rp.

Die Kaufkraft sinkt, — wir gehen mit. Konfitüren ein **Nahrungsmittel**

Erdbeerkonfitüre	250 g-Becher	**20 Rp.**
Erdbeerkonfitüre	250 g-Becher	**25 Rp.**
Aprikosen	260 g-Becher	
Zwetschgen	265 g-Becher	
Brombeeren	250 g-Becher	

Auch für das geringste Einkommen erschwinglich — für den Haushalt mit gutem Einkommen willkommen, weil größere Abwechslung möglich.

Vierfrucht-Konfitüre per kg **55 Rp.** (2-kg-Kessel = **Fr. 1.10,** nur in den Magazinen)

Abschlag:

Quittengelée ½ kg **51⅓ Rp.** (780 g 80 Rp.)

3 Serien Noch nie so billig!

Abschlag auf **Kompotten**

Mirabellen	¹/₁-Dose	**75 Rp.**
Reineclauden	¹/₁-Dose	
Zwetschgen (halbe) (nur in den Magazinen)	¹/₁-Dose	
Kirschen, schwarz	¹/₁-Dose	**85 Rp.**
Herzkirschen	¹/₁-Dose	
Erdbeeren	½-Dose	
Aprikosen (Meilener)	¹/₁-Dose	**95 Rp.**
Weichselkirschen (nur in den Magazinen)	¹/₁-Dose	

Ferner:

Pfirsiche, halbe, geschält (Meilen)	¹/₁-Dose	**Fr. 1.–**
Birnen (halbe) (nur in den Magazinen)	¹/₁-Dose	
Fruchtsalat	¾-Dose	
Zwetschgen (ganze)	¹/₁-Dose	**50 Rp.**
Apfelmus	¾-Dose	

Das Feinste sind die **Birnen,** die **Weichselkirschen** und die prachtvollen **Pfirsiche!**

Migros-Eier

Voll-Frischeier, Imp. per Stück **12½ Rp.** (Schachtel zu 8 Stück Fr. 1.—)

Schweizer Trinkeier per Stück **14⅓ Rp.** (Schachtel zu 7 Stück Fr. 1.—)

Neu! Neu!

Ringäpfel gedörrt ½ kg **67½ Rp.** (370 g-Paket 50 Rp.)

Haselnußkerne, Extra-Qualität (565 g Paket Fr. 1.—) ¼ kg **44¼ Rp.**

Spanische Nüßli, geröstet per kg **41⅔ Rp.** (600-g-Paket 25 Rp.)

Echte **Riesenmarroni** per kg **50 Rp.**

Weiße **Ohanes-Tafeltrauben** per kg **90 Rp.** (an den Wagen 1100 g Fr. 1.—)

SARDINEN „Astoria", ⅛ Büchse **25 Rp.**

Franz. Sardinen, ohne Gräte gr. B. **90 Rp.**

Familie und Hauswirtschaft.

Hausarbeit als Konzentrationsübung.

Von Wanda Maria Bührig, Chur.

Vorbemerkung: Eine Hausfrau schrieb uns diese Betrachtungen. Sind nicht andere Hausfrauen unter unseren Leserinnen in der Lage, dazu aus ihrer Erfahrung etwas zu sagen? Einsendungen von 1—4 Seiten nimmt die Redaktion gerne an, um Geeignetes zu veröffentlichen.

Den Frauen wird öfters Mangel an Konzentrationsfähigkeit vorgeworfen. Die vielen in den studierten Berufen stehenden Geschlechtsgenossinnen haben diese Vorwürfe z. T. entkräftet. Denn es gibt keine gute geistige Arbeit ohne Konzentration! Aber wie steht es mit den Hausfrauen? Sieht man unter ihnen nicht oft Kopflosigkeit, planloses Arbeiten, Nervosität und Zersplitterung, alles was auf Mangel an Konzentrationsfähigkeit schließen läßt? Man könnte antworten: wir haben eben keine Zeit zum Lesen und Studieren, wir müssen uns plagen mit unserer Arbeit, mit der wir oft nicht fertig werden. Da wird man kopflos und nervös mit der Zeit!

Aber warum? Weil man sich nicht konzentrieren kann! Die Gedanken gehen wie ein Mühlrad im Kopfe herum, wir denken an alles und an nichts, während wir arbeiten, es ist noch gut, wenn die Arbeit nicht darunter leidet....

Wieder ein Einwand: kann man von uns wirklich verlangen, daß wir nur an die praktische Arbeit denken? Wir sollen doch im modernen Leben unseren Platz einnehmen, unsere Blätter bringen uns diese Anregungen, wir sollten uns mit vielen neuen Gedanken auseinandersetzen, wann haben wir Zeit dazu? Nur während der Arbeit.

Ganz gewiß, aber, um eben möglichst viel Zeit zum Denken zu haben, sollten wir uns konzentrieren lernen. Dazu brauchen wir keine Zeit, denn gerade unsere Hausarbeit bietet die beste Gelegenheit zur Schulung.

Erst müssen wir uns klar sein, worum es sich handelt. Konzentration muß geübt werden, und zwar gar nicht am gelehrten Stoff, sondern im Gegenteil am einfachen Gegenstand. Z. B. man nimmt sich vor bei einer praktischen Arbeit, sagen wir beim Räumen eines Zimmers, ganz mit den Gedanken bei der Arbeit zu bleiben. Die geübte Hausfrau protestiert, das braucht sie ja gar nicht, die Arbeit geht von selbst. Aber uns liegt gerade nicht daran, die Arbeit zu verbessern, sondern unsere Gedanken zu üben. Der Klavierspieler muß stundenlang Fingerübungen machen, um nachher ein schönes Stück Musik glatt zu spielen; wir müssen nach diesem Beispiel unsere Gedanken schulen, um sie später zu anderem gebrauchen zu können. Die Gedanken müssen es lernen, vom Willen gehalten und geleitet zu werden. Konzentrationsfähigkeit ist nichts anderes als willentliche Zusammenfassung der Gedanken auf einem Punkt. In unserem Beispiel als Uebung beim Zimmerräumen!

Die Hausarbeit eignet sich vorzüglich für solche Art der Geistesschulung, und die arbeitende Frau gewinnt sehr viel Zeit für sich, wenn sie ihre Gedanken zusammenzuhalten versteht. Mit dem Gegenstand der Uebung wird man natürlich wechseln, auf das Erfassen des Prinzips kommt es an. Später ist es auch eine Uebung, den Gedanken freien Lauf zu geben, um wieder im rechten Augenblick die Zügel anzuziehen, wenn eine neue Arbeit gedanklich organisiert werden soll.

Unsere Konzentrationsübungen werden durch die Eigentümlichkeit des Alltagslebens sehr erleichtert, das uns unsere Konzentrationsfehler in sinnfälliger, schmeckbarer, riechbarer, sichtbarer Form zum Bewußtsein führt. Dafür können wir der Hausarbeit sehr dankbar sein!

Eine andere sehr notwendige Uebung ist das Erlernen des Nicht-Hastens. Wir haben irgend eine Arbeit vor, z. B. Gemüseputzen, wir sind etwas spät dran, unser wartet noch eine Unzahl anderer Verrichtungen, wir haben keine Ruhe, unsere Gedanken eilen voraus, wir möchten mit dem Putzen schon fertig sein: wer von uns kennt nicht dieses innere Hasten? Auch bei ungeliebter Arbeit kann es uns befallen und dieses Hasten ist eine der Wurzeln der Nervosität. Es wird durch innere Erziehung bekämpft, durch ruhiges Festhalten der Gedanken am Augenblick und dem Zwang an den nächsten Augenblick nicht zu denken. Eine schwere, aber lohnende Aufgabe! Nervosität läßt sich, besonders in den Anfängen, durch Konzentration bekämpfen.

Unsere Hausarbeit kann uns ein wertvoller Hilfsfaktor zur allgemein-menschlichen Entwicklung sein. Das Ideal des Menschen ist die harmonische Ausbildung aller Kräfte, dazu bietet die Hausarbeit allerlei Handhaben: der körperlichen durch tadellose Geschicklichkeit, der seelischen in der Tiefe der Gefühle, durch Liebe, Hingabe und Fürsorge und der geistigen Meisterung des Lebens dient Konzentration, die als Vorfrage unerläßlich ist. Es würde aus dem Rahmen dieses Artikels, der nur als Anregung gedacht ist, fallen, sich über die weiteren Stufen der geistigen Entwicklung zu unterhalten, sei nur bemerkt, daß so wie die Fingerübungen noch nichts von dem Gehalt des Musikstückes verraten, auch die Uebungen des Intellekts noch nicht den Geist offenbaren. Der Geist weht, wo er will, wir können ihm nur das Instrument bereiten!

Keines zu klein Helfer zu sein.

Laßt Kinder im Haushalt helfen.

Wie der Schmetterling unstät von Blüte zu Blüte flattert, so verlangt das Kind nach einem bunten Wechsel in seiner Beschäftigung. Das schönste Spielzeug verliert bald an Interesse, und der kindliche Tätigkeitstrieb sehnt sich nach neuer Zerstreuung. Die meisten Kinder sind von Natur aus hilfsbereit. Sobald die Kleinen kaum die ersten Gehversuche hinter sich haben, laufen sie der Mutter nach und wollen helfen. Schon das Tun an sich bereitet dem Kinde Freude; aber natürlich erhöht sich das Vergnügen, wenn es gilt, einen bestimmten Zweck damit zu erfüllen. Oft wird diese Hilfsbereitschaft durch ein Zurückweisen im Keime erstickt. Abgesehen davon, daß die Mutter dadurch dem Kinde viele Erziehungswerte entzieht, bringt sie sich selbst um köstliche Augenblicke, die ihr durch den kleinen Helfer bereitet werden.

Tatsächlich *wollen* die kleinen Vier- und Fünfjährigen nicht nur helfen, sie *können* es auch, wenn es anfänglich auch nur langsam geht und Mißgeschicke nicht ausbleiben werden. — Da ist zuerst das *Staubwischen*. Alles Niedrige: Tischbeine, Stühle, Fensterbretter und drgl. können von den Kleinen fein säuberlich abgewischt und ausgepinselt werden. Der Mutter ist es sicherlich sehr angenehm, wenn sie sich nicht soviel zu bücken braucht. Auch mit dem Ausstauben von Decken und dem Abbürsten von Kissen können die kleinen Helfer beschäftigt werden. Beim Abreiben der Möbel, beim Putzen der Ofentüren, beim Scheuern der Holzbrettchen, beim Reinigen der Blattpflanzen mit lauwarmem Wasser und einem Schwamm werden die Kinder gleichfalls gern hilfreiche Hand leisten, da sie dabei so recht den Erfolg ihrer Arbeit sehen. Gewisse Beschäftigungen, wie Leeren des Papierkorbes, Abreißen des Kalenders, Füttern der Vögel und Goldfische können die Vier- bis Fünfjährigen selbständig übernehmen; sie werden diese „Ehrenämter“ pünktlich erledigen, besonders, wenn sie sich beaufsichtigt fühlen und ab und zu ein Lob ihre Tätigkeit anerkennt.

Wie viel gibts für die kleinen Hände aber in der Küche zu tun! Bei der Vorbereitung der Speisen bietet sich für sie so manche leichte Arbeit. Großes Vergnügen bereitet ihnen das Abziehen und Brechen der Bohnen, das Abziehen gekochter Kartoffeln usw. Selbst beim Kartoffelschälen und Rübenschaben können geschickte Kinderhände helfen, wenn besondere Schälmesser, die eine Verletzung ausschließen, zur Verfügung stehen. Die sorgfältig gereinigten Händchen werden ihre Geschicklichkeit auch im Formen von Klößen und Ausstechen von Mürbeteigkuchen erweisen. Die Reibmaschine oder Kaffeemühle wird gar zu gern gedreht. Das Decken des Tisches können größere Kinder allein besorgen, während die kleinen nur Handreichungen machen.

Es ließen sich noch mancherlei Arbeiten anführen, bei denen Kinder helfen können, doch die Beispiele werden genügen, um auf diese Beschäftigungsart hinzuweisen. Es darf als selbstverständlich vorausgesetzt werden, daß bei der Zuerteilung häuslicher Verrichtungen die individuellen, körperlichen und geistigen Fähigkeiten des Kindes berücksichtigt werden. Jede übertriebene Anforderung würde eine zu starke Anspannung mit sich bringen, der allzu schnell als Reaktion eine Erschlaffung des Interesses, Wollens und Könnens folgt. Besonders im Winter und an Regentagen, wenn die Kleinen nicht genug Bewegung im Freien haben können, ist das Herumhantieren im Hause recht günstig. Das Kind der Großstadt, das aus Mangel an Betreuung sehr oft zu Hausarrest verurteilt ist, wird in der häuslichen Betätigung einen Schutzwall gegen die drohende Langeweile und Vereinsamung finden. Aber auch in sittlicher Hinsicht hat die hauswirtschaftliche Arbeit ihren nicht zu unterschätzenden Wert. Sie bildet nicht nur die Geschicklichkeit der Kinder aus, sie weckt auch das Selbstgefühl, das aus dem Bewußtsein der eigenen Kraft und Bedeutung entspringt.

A. Hn.

Zur Förderung der Hausdienstfrage.

Referentinnen-Kurse über den Hausdienst.

Die Schweiz. Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst veranstaltete unter der Leitung ihrer Sekretärin, Frau Hausknecht, Ende November und Anfang Dezember drei Referentinnenkurse in Herzogenbuchsee, Rapperswil und Sarnen. Diese Kurse von je drei Tagen hatten den Zweck, die Teilnehmerinnen mit allen wichtigen Fragen des Hausdienstes vertraut zu machen und sie zu befähigen, die verarbeitete Materie durch Vorträge und Kurse in die Oeffentlichkeit zu tragen.

Herr Dr. Bartholdi vom Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit beleuchtete eingangs die große im Volke verhältnismäßig noch wenig bekannte *volkswirtschaftliche Bedeutung der Hausdienstfrage*. Besonders eindrucksvoll ist die Tatsache, daß die Arbeitslosigkeit lediger, nicht an einen bestimmten Ort gebundener Frauen behoben wäre, wenn alle Hausdienststellen in der Schweiz durch arbeitslose Schweizerinnen besetzt würden. Warum dies bis jetzt nicht der Fall ist, ließ sich den sehr interessanten Ausführungen von Frau Hausknecht über „*Arbeitszeit und Freizeit im Hausdienst*“ und „*Die soziale Stellung der Hausangestellten und ihr persönliches Verhältnis zur Dienstfamilie*“ entnehmen, welche die Teilnehmerinnen mitten in die sozialen Probleme des Hausdienstes führten. In den lebhaften Diskussionen, welche jedem Referate folgten, zeigte sich immer wieder, daß auch die schwierigsten Fragen sich lösen lassen, wenn im Anderen nicht nur die Dienstgeberin oder die Angestellte, sondern vor allem auch der Mensch gesehen wird. Daß Richtlinien, Merkblätter, Rahmendienstverträge oder Normalarbeitsverträge, wie sie in manchen Kantonen oder Gemeinden eingeführt wurden, für eine befriedigende Regelung des Dienstverhältnisses eine nicht unwesentliche Hilfe bedeuten, zeigte der gründliche Vortrag von Frl. Dr. jur. Groß aus Zürich. Die allgemein übliche Bewertung des Hausdienstes als einer Arbeit, die von jedem, auch dem unfähigsten Mädchen ausgeführt werden könne, trägt wohl nicht wenig zu seiner Mißachtung unter den jungen Mädchen bei. Ein größerer Zustrom tüchtiger Schweizermädchen ließe sich daher eher erwarten, wenn es gelänge, den Hausdienst in einen eigentlichen Beruf umzugestalten, der wie jeder andere gelernt und entsprechend geachtet würde. Diesem Zwecke dient die *Hausdienstlehre*, wie sie in verschiedenen Kantonen eingeführt und durch Frau Jeangros aus Bern sehr einleuchtend geschildert wurde.

Den Hauptreferaten schlossen sich Voten von Frl. Louis, St. Gallen, und Frl. Odermatt, Luzern, an, sowie Diskussions- und Vortragsübungen, welche den 73 Teilnehmerinnen aller drei Kurse Gelegenheit gaben, sich in den Stoff zu vertiefen und für die eigenen Vorträge Uebung und Sicherheit zu bekommen. Der ausgezeichneten, sachkundigen Leitung von Frau Hausknecht war es zu verdanken, daß alle Teilnehmerinnen, auch diejenigen, welche sich bisher nur wenig mit der Hausdienstfrage beschäftigt hatten, von ihr ergriffen und zu eifrigen Mitarbeiterinnen gewonnen wurden. 48 Teilnehmerinnen erklärten sich bereit, in Vereinen oder öffentlich Vorträge zu halten, während die übrigen die Materie vor allem in ihrem Unterricht zu verwenden gedenken. Das Verzeichnis der 48 Referentinnen und ihrer Themen kann bezogen werden beim Sekretariat der Schweiz. Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst, Tannenstr. 18, St. Gallen.

Es ist nun Aufgabe der Frauenvereine zu Stadt und Land, die Gelegenheit wahrzunehmen und sich im Laufe des Winters an Hand von Vorträgen und Besprechungen über die Hausdienstfrage zu orientieren und nach Kräften zu ihrer guten Lösung beizutragen. Sie sind es nicht nur den gegenwärtig im Hausdienst tätigen, sondern auch allen den Mädchen schuldig, die vor der Berufswahl oder vor einem Berufswechsel stehen. Daß sie damit auch den Hausfrauen einen großen Dienst erweisen, liegt auf der Hand.

Eine Teilnehmerin am Kurse in Rapperswil.

Dienstbotenmarkt in Sofia.

In der bulgarischen Hauptstadt, wo Osten und Westen, Altes und Neues sich auf eine eigenartige Weise mischen, hat eine echt orientalische Sitte sich bis heute ganz unverfälscht erhalten. Der Dienstbotenmarkt, der zweimal jährlich, am 6. Mai, dem St. Georgstage, und am 7. November, dem St. Demetriustage, abgehalten wird. Wie sich, im Gegensatz zu den Verhältnissen bei uns, das Suchen und Finden von Hausangestellten vollzieht, erzählt im „Volksrecht“ folgende kleine Skizze:

Jedes bulgarische Dienstmädchen, das etwas auf sich hält, verdingt sich nämlich stets nur auf ein halbes Jahr und zieht, unbekümmert ob der bisherige Posten gut war oder nicht, an den beiden genannten Tagen vor die St. Nedelja-Kirche, um dort eine neue Stelle zu finden. Ohne jede Kritik dieser Einrichtung, die ihre Vorteile gewiß ebenso hat wie ihre Nachteile, muß festgestellt werden, daß dieser Dienstbotenmarkt ein farbenprächtiges, unvergleichliches und unvergeßliches Schauspiel bietet. Hunderte von Mädchen, von zwölf Jahren aufwärts, haben da Aufstellung genommen, eines mehr herausgeputzt als das andere: Straff gezogene schwarze Kleider mit breiter Goldstickerei am Ausschnitt und am Saum, grell orangefarbene Röcke mit handgestickten Leinenblusen, rote und blaue Falterröcke mit buntbesetztem Mieder, grüne Samtkostüme und grauleinene Bauerntrachten wechseln in allen möglichen Variationen ab; vor allem aber ragt der blütenweiße Unterrock, zum Zeichen, daß er vorhanden, mit breiter Spitze gut eine Handbreit hervor. Und darunter die leuchtenden Wollstrümpfe in Rot, Blau oder Grün, in schönstem Gegensatz zu dem sonstigen Farbenspiel der Kleidung, zu der auch noch das entsprechende Kopftuch gehört. Die Beschuhung ist von den landesüblichen Opinzen, das sind Sandalen, bis zu modernen Luxusschuhen mit hohen Absätzen abgestuft.

Zwischen den Mädchen, die ihre Habseligkeiten in einem Bündel mitgebracht haben, wandern nun die Hausfrauen kritisch prüfend umher, suchen und wägen, fragen und feilschen. Bedingungen und Arbeitslohn müssen für sechs Monate festgesetzt werden und es ist erstaunlich, wie zäh und geschickt ganz einfache Dorfkinder ihren Vorteil zu wahren verstehen. Um eine Schürze oder einen Schal tobt Meinung und Gegenmeinung hin und her und oft ist auch ein stundenlanger „Basarlik“ notwendig, um ein Dienstverhältnis für ein halbes Jahr zustande zu bringen. Ist dies aber einmal der Fall, dann ziehen beide, Hausfrau und Dienstbote, zusammen von dannen.

Hauswirtschaftsunterricht in Schweden.

Während wir in großen Schweizer Städten den Hauswirtschaftsunterricht noch nicht einmal durchwegs für die Volksschulstufe eingeführt haben — (er fehlt noch in manchen Sekundarschulen), — hat Stockholm ihm schon längere Zeit sogar für die 3. Mittelschulklasse (unsere 3. Sekundar- oder 1. Realklasse) mit 4 Wochenstunden sicher gestellt. Und da wird er von Knaben und Mädchen besucht. Wer Gelegenheit hatte, diese Klassen gleich zu Beginn des neuen Schuljahres in Schweden an der Arbeit zu sehen, wer die Freude und das große Interesse der Burschen und Mädchen beobachtet, der muß dafür einstehen, daß auch an unsern höheren Klassen, zumal für Mädchen, durchwegs dieser Unterricht erteilt werde. G. Br.

Wie Kinder denken...

Anläßlich eines Gespräches, das ein Lehrer mit seinen achtjährigen Schulkindern über die Antriebskraft einer Maschine führte, entwickelte sich folgende Unterhaltung:

Lehrer: Wozu braucht das Auto Wasser?

Hanna: Zum Sauermachen. (Heiterkeit.)

Lehrer: Davon fährt es doch nicht.

Liselotte: Es braucht Wasser für die Reisen zum Füllen. (Große Heiterkeit bei den Jungen.) Ach nein, in die Reisen kommt ja Benzin rein. (Lautes Gelächter bei den Jungen.)

Alfred: Das Auto braucht Wasser zum Kühlen.

Zurufe der Jungen: Die Mädchen wissen gar nichts von den Maschinen. Sie hören gar nicht zu. Eine liest, die andere malt, die dritte macht Handarbeiten, die vierte schwatzt.

Hanna: Wir sind ja keine Männer, wir brauchen das auch nicht. — Immerhin melden sich einige Mädchen, die ihr Geschlecht verteidigen:

Rosa: Meine Mutter arbeitet aber doch an einer Maschine.

Heinz: Meine Mutter hat an einer Falzmaschine gearbeitet, meine Schwester auch.

Walter: Die Frauen sitzen auch im Auto und steuern.

Ein Junge zieht sehr verständig die Nutzanwendung für die Mädchen der Klasse:

Oswald: Dann sollen die Mädchen hier aber mit aufpassen. Wenn sie dann nachher keine Stelle zum Reinemachen finden, dann können sie nix anderes und kriegen auch keine andere Stelle.“

Eine Mutter erzählt...

Von Käte Kruse.

Ich und der Maxel.

Der Maxel ist von meinen sieben Kindern das letzte und darum das beste. Darüber ist sich die Familie einig. Streit entsteht nur um das Darum. Mutti behauptet: sowieso und die andern sagen: eben nicht und nur darum. Und man behandelt Mutti dabei, als ob sie etwas schwachsinnig wäre.

Dem Maxel ist das gleich, ob sowieso oder darum. Er ist großzügig. Er lebt seelenruhig in Muttis Liebe.

Oft ist er monatelang allein mit ihr. Das ist herrlich. Er bringt ihr alles heim, was er erlebt und denkt, und sie spricht auch recht offen mit ihm. Respekt hat sie sich Zeit ihres Lebens nicht viel zu verschaffen gewußt. Aber nur Menschen mit vorzüglichem Charakter können viel Liebe vertragen, und Mutti kann also nur hoffen, daß Maxel recht viel Charakter mitbekommen hat und eben einfach nicht zu verderben ist. Mit ganz richtigem Instinkt fängt er denn auch bereits an, sich eine rauhe Schutzschale anzugewöhnen. Beispiel: er soll sich heute schon einmal abends waschen, morgen früh ist keine Zeit. Riesengroßer Protest mit unzähligen Gegengründen. Mutti schweigt. Der Sturm ebbt ab. Maxel knurrt, Maxel wäscht sich. Mutti schreibt Briefe. Maxel: „Na, wenn du wieder gut sein willst, kannst du mir ja immerhin einen Kuß geben!“ Das tut Mutti gern. „Wohin?“, fragt sie und versucht sich von ihrer Schreiberei zu lösen. „Na, hierher zum Beispiel!“ sagt Maxel und reckt sein eingefeiftes mageres Hälschen, Gedankenvoll küßt es die Mutti. Springt der Maxel zurück, und die Augen funkeln vor Lust und Empörung: „Du bist doch aber die unvernünftigste Frau unter der Sonne! Wenn nun das die Geschwister wieder gesehen hätten! Man hat wirklich Sorgen mit dir!“

Das klingt für Mutti, als obs der Vater gesagt hätte, von dems Maxel doch gar nicht gehört haben kann. Sie ist glücklich. Sie fühlt sich erneut verheiratet.

Maxel schwärmt für Karl May, Mutti für Goethe. Sie werfen sich gegenseitig Zitate ihrer Lieblinge an den Kopf und verspotten sich. Aber abends wird Maxel gern nachgiebig. „Na, nu komm schon her mit deinem Goethe!“, ruft er ihr zu, die eben an gar nichts denkend den Tisch abräumt, „eher bist du ja doch nicht glücklich!“ In solcher Stimmung kann man ihm alles nahebringen.

Von diesen vertrauten Schwingungen zwischen beiden wissen die andern wenig, das ist privat. Und wenn sie in den Ferien heimkommen, haben sie allerhand Gründe, die Köpfe zu schütteln.

„Mutti“, sagt Jakob (das ist nun der ganz lange mit der Brille), als sie bei Tisch sitzen, zum erstenmal wieder alle zusammen und Maxel seinen Platz neben Mutti auch heute behauptet, was Mutti leider nicht einmal gerügt hat, also: „Mutti“, sagt er, „das kann man schon gar nicht mehr mit ansehen, wie du mit dem zärtlich bist. Du verwöhnst ihn wirklich schrecklich. Und übrigens ist ihm das auch gar nicht einmal angenehm!“

„Was?“ sagt Mutti, mit einem Gewissensstich im Herzen, „ist dir das unangenehm, May, wenn ich zärtlich zu dir bin?“

Da wirft Maxel einen fragenden Blick ringsum in die Geschwistergesichter und gesteht (oder lügt) schüchtern: „Na, ein bißchen schon —“.

So, denkt Mutti, und wird ganz still — ist das auch vorbei? —

Schweigendes Mahl. Was nützt es schon, daß die Geschwister wieder alle auf Muttis Seite sind und Jakob stumm und herzlich zu verstehen geben, daß er ein ausgemachter Idiot sei. Ein letzter schöner Lebensabschnitt ging vorüber. Kein Baby mehr —.

Maxel ist diese Situation schrecklich! Er rutscht auf seinem Kissen hin und her. Er will schon gern vor Jakob den starken Mann spielen, aber Mutti doch beileibe nicht betrüben —.

Endlich ists vorüber, die Kinder stehen auf, gehen hinaus, als letzter Jakob.

Und kaum ist er draußen, so legt Maxel seine rissige kleine Jungenpfote vor Muttis Teller, sieht sie strahlend an und ruft: „Na! — nu kannste wieder!“

Das ist der Maxel.

Auch eine Winterhilfe.

Man denke nicht, es geschähe bei uns zu Lande gar wenig, um der Not der Arbeitslosen zu steuern.

Zwar, geschrieben wird in der Tagespresse wenig oder nichts über die schweizerische Winterhilfe, aber getan wird, abgesehen von der umfangreichen offiziellen Arbeitslosenfürsorge, gar manches durch gemeinnützig gesinnte Kreise. Größere und kleinere Hilfswerke, die von Haus zu Haus, von Ort zu Ort, von Kanton zu Kanton Brücken schlagen, werden im Stillen getan. Da wird ein Arbeitslager für Jugendliche durchgeführt, dort eine Kleidersammlung, Kinder werden zu Tisch geladen oder in Ferien gesandt. Gar vielseitig ist die Art der Hilfeleistung.

Wie auf Veranlassung des Bernischen Frauenbundes die Berner Schulkinder den Schulkindern der notleidenden Juraabevölkerung eine Weihnachtsfreude bereiteten, erzählt A. D. in der „Berna" in anschaulicher Weise:

In den letzten Schultagen vor Weihnachten ließ der Bernische Frauenbund folgendes Briefchen in alle Schulhäuser der Stadt fliegen:

„An die Schulkinder der Stadt Bern.

Liebe Kinder!

Das habt Ihr famos gemacht! Wir baten Euch, Strümpfli und Wolle zu geben für die Jurakinder, und nun liegen auf unserm Sekretariat hohe Berge von warmen Strümpfen und prächtigen Wollstrangen und erzählen uns ganze Geschichten. Sie erzählen uns von flinken Mädchenfingern, die in so kurzer Zeit so Vieles zustande brachten, sie erzählen uns vom Eifer der Buben, die das Geld sammelten oder uns die Pakete brachten, sie erzählen von der Freundlichkeit der Lehrer und Lehrerinnen und von der Güte Eurer Eltern. Habt allesamt gar herzlichen Dank! Habt Dank auch für die guten Grüße, Schokolade und Spielzeug und die reizenden Briefchen, die einige dazu gelegt haben — wie werden sich Eure Schwestern und Brüder im Jura darüber freuen!

Wir werden Euch später noch sagen, wie wir die Wollsachen und das Geld verteilt haben. Für heute nehmt unsern Dank und viele frohe Wünsche für ein schönes Weihnachtsfest!

Der Bernische Frauenbund."

Ja, die Strümpfe erzählten uns wirklich viel. Wie verschieden langten sie bei uns an! Die einen mußte man abholen, die andern wurden gebracht, von kleinen Mädchen, von großen Mädchen, von langen Buben, in Paketen, Kartons und ganzen Körben. Und auch da war wieder alles verschieden. Die einen waren klassenweise in Schachteln geordnet, mustergültig zusammengestellt, mit einem schön geschriebenen Verzeichnis; aus einer Primarschule war ein riesiger Korb zur Hälfte gefüllt mit richtigen Weihnachtspäckchen, in Seidenpapier gewickelt, mit Bändchen und Tannenzweiglein; eine Mittelschule brachte weit über hundert kleine Päckchen. Sehr viele Sendungen waren von reizenden Briefchen und herzigen Zeichnungen begleitet, die wir natürlich alle weitergeleitet haben; z. B. hieß es da: „Für die lieben Jurakinder", mit Herzchen, Sternchen oder Tannenzweiglein; oder: „Fröhliche Weihnachten und warme Füße wünscht Euch allen N. A." oder ein besonderes liebes Briefchen, fest in den sicher selbstgemachten Strumpf eingenäht: „Wer bist Du wohl, der dieses Paar Strümpfe tragen wird, Knabe oder Mädchen? Ich wünsche Dir warme Füße und sende Dir herzliche Weihnachtsgrüße!" Gewiß, viel Wolle war da, auch sehr willkommen, viele gekaufte Strümpfe, aber wirklich auch sehr viele selbst gestrickte; von einer wackern Primarschulklasse wissen wir, daß die Mädchen in der kurzen Zeit von etwa 4 Wochen 16 Paar Strümpfe gestrickt haben, und andere haben ähnliche Rekorde aufzuweisen! „Wohl, wohl, iser Chind chen no lisme!" hieß es allgemein. Und es freut uns, sagen zu dürfen: sie können noch viel mehr als das. Sie können geben, mit Wärme und Herzlichkeit geben, helfen: sie haben verstanden, daß es uns nicht allein darum zu tun war, möglichst viele Strümpfe zu bekommen, sondern auch darum, daß eine Welle der Sympathie und des stärkenden Mitgefühls hinüberschlage in die verschneiten und kalten Juratäler, wo nun so viele Kinder in der trostlosen Atmosphäre eines vierten Arbeitslosenwinters aufwachsen müssen! Der heutigen Jugend wird viel Schlechtes nachgesagt; wir aber freuen uns, sagen zu dürfen: sie hat das Herz doch noch auf dem rechten Fleck! Und daß gerade aus den ärmsten und verrufensten Quartieren unserer Stadt die schönsten und rührendsten Sendungen kamen, das sei hier nicht verschwiegen und muß nachdenklich und dankbar stimmen — ohne daß dabei der Wert irgend einer andern Gabe herabgesetzt werden soll.

Den erhaltenen Reichtum richtig zu verteilen war die zweite, sehr heikle Aufgabe. 28 Orte mit je über 50 Arbeitslosen-Kindern der Bezirke Büren, Courtelary, Franches-Montagnes, Moutier und Porrentruy wurden ausgewählt und 35 Säcke gepackt. Jedem Sack wurden Strümpfli und Wolle so gleichmäßig wie möglich zugeteilt, wer weniger Strümpfe hatte, bekam dafür mehr Wolle, auch darauf wurde geschaut, daß möglichst alle Größen vertreten waren. Manche Schulhäuser und Privatpersonen hatten gute Kleider und Schuhe geschickt, die wurden noch oben hinein gestopft. Ueber 1500 neue Strümpfe wurden so verteilt, und Wolle für gut 1000 Paar! Die von der Bundesbahn gratis beförderten Säcke wurden überall von Frauenkomitees freudig empfangen. Und die Kinder, was sagten die? Wir erfahren es aus den vielen, vielen Briefchen, Kärtchen, Zeichnungen, die schon nach ganz wenig Tagen bei uns eingetroffen sind und von denen wir nur wünschten, all die fleißigen Strickerinnen und sonstigen Geber könnten sie selber lesen und genießen!

Eine Sekundarschülerin:

„Geehrte Frauen, oh, wenn Sie nur hätten sehen können, welche Freude auf vielen bleichen Gesichtern erschien, als Ihr Brief vorgelesen wurde, der uns eine Sendung von über hundert Strümpfen und Wolle ankündigte! Ich bin sicher, daß alle die Mädchen, die mit so flinken Fingern für ihre ärmeren Kameraden gestrickt haben, für ihre Mühe reichlich belohnt worden wären, wenn sie diese strahlenden Gesichter hätten sehen können! Diese hundert Paare werden vielen Kindern warm geben. Aber sie geben auch dem Herzen warm, denn die Sympathie ist so süß wie die Gabe selbst. Danken Sie, bitte, allen Kindern in unserm Namen für ihr wächtiges Geschenk! Eine Schülerin der 2. Sek.-Klasse im Namen aller."

Einige Stellen aus den Briefen von größeren Mädchen:

„Liebe Berner Mädchen! (Chères jeunes filles de Berne!) Wir danken Euch herzlich für das wundervolle Geschenk, das Ihr uns gemacht und das Euch sicher viel Arbeit gekostet hat, auch habt Ihr viel Geld dafür ausgeben müssen, das Ihr sicher aus Eurer Sparbüchse genommen habt..."

„Ein Schrei der Dankbarkeit (un cri de reconnaissance!) geht zu Euch, liebe Freundinnen, für die schöne Handlung, die Ihr an uns begeht!"

„Es ist lieb von Euch, daß Ihr an Eure kleinen Kameraden im Jura gedacht habt, von denen ich glaubte, sie wären Euch gänzlich unbekannt. Welche Freude, diese guten wollenen Strümpfe anzuziehen, wenn die Kälte beißt, und dabei sich daran zu erinnern, daß Ihr sie gestrickt habt! Eure Wolle wird auch hochwillkommen sein, um einige rotgefrorene Finger zu wärmen..."

Einige Buben:

„Ihr habt recht geraten, liebe Berner Freundinnen, es gibt unter uns viele Buben und auch einige Mädchen, die schlechte Kleider haben. Wir denken, daß Ihr mehrere Wochen für sie gearbeitet habt. Wir sind froh, daß es sehr weit von uns Personen und junge Mädchen gibt, die an unsere lieben Eltern denken, die in diesem Augenblick viele Sorgen haben..."

„Dank für die Strümpfe, die Ihr uns gestrickt habt. Ich bin sehr zufrieden und Mama auch. Heute werde ich sie mit Freude anziehen." (Andere sagen, daß sie sie „zu Weihnachten" anziehen werden.) „Im Jura ist es kalt, und man ist froh, etwas Warmes anzuziehen. Papa ist arbeitslos und Mama ist in Sorge..."

„100 Paar Strümpfe stricken, das ist ein großes Geschenk. Wir hoffen, Euch auch einmal ein Geschenk machen zu können. Ihr seid wackere junge Mädchen, die nicht nur an sich selber denken!"

„Meine liebe kleine Bernerin! Ich danke Dir sehr für die Strümpfe, die Du mir geschickt und gestrickt hast. Ich werde sie tragen und dabei denken, daß Du Dir sehr lieb bist."

Nach dem üblichen Dank: „Ich, ich kann nicht stricken, aber ich möchte es gerne können!"

„Ich bin sehr froh, so liebe kleine Freunde in Bern zu haben. Dies schöne Geschenk macht mir große Freude."

Eines der Kleinsten:

„Vielen Dank für die Strümpfe, liebe kleine Mädchen von Bern. Ich wünsche Euch schöne Weihnachten. Ich sehe, daß ihr Euch viel Mühe gegeben habt und bedaure, daß nicht schöne Pakete nach Bern schicken zu können." Zeichnung dazu: ein großes Dampfschiff!

Aus dem Brief des Frauenvereins einer deutschsprachigen Gemeinde:

„Wir sprechen Ihnen den herzlichsten Dank aus, sowie den lieben Kindern, die so hübsch an ihre bedürftigen Nachbarskinder denken. Wir werden sehen, daß die Sachen gerecht und gut verteilt werden."

Nachbarskinder — ist das nicht ein schönes, gutes Wort? Und stünde es in der Welt nicht besser, wenn wir öfter daran dächten, daß wir eigentlich alle mehr oder weniger „Nachbarskinder" sind?

*

Wie wir soeben vernehmen, hat der „Beobachter" einen Aufruf erlassen, um Bergkinder um Hilfe zu verschaffen. Er verdankt bis 30. Dezember schon 41,364.85 Franken und 3821 Pakete. Pro Juventute organisierte die Verteilung. So haben also auch die Kinder anderer Bergtäler und ihre Eltern zu wissen bekommen, daß im Tal hilfreiche Volksgenossen an sie denken.

Hygiene in der jetzigen Mode.

Vergleicht man vom Standpunkt der Hygiene aus frühere Modeepochen mit der gegenwärtigen, so muß diese eine Auszeichnung mit drei Sternen erhalten. Man trug sich wohl immer im Winter wärmer als im Sommer, aber überlegte Anpassung von Ober- und Unterkleidung an die wirklichen Bedürfnisse des Körpers kannte man nicht. Es gingen Vermummung und Verweichlichung nicht selten Hand in Hand mit mangelndem Schutz. Wobei allerdings zu bedenken ist, daß insbesondere die Frau früherer Zeiten bei ungünstiger Witterung lange nicht soviel außer Haus ging, als heute. Aber daß z. B. das anschließende Frauenbeinkleid nicht viel mehr als ein halbes Jahrhundert alt ist, erscheint unglaublich.

Die Zahl der durchschnittlich unsere Tagestenue ausmachenden Kleidungs- und Wäschestücke hat sich aufs äußerste reduziert bei gleichzeitiger sorgfältiger Anpassung an die Witterungsverhältnisse unsrer Breiten. Die Reklamationen der Aerzte wegen gesundheitsschädlicher Beschränkung der weiblichen Leibwäsche um der schlanken Linie willen, haben stark abgenommen, seitdem (von rühriger Industrie dazu gezwungen) die Mode auch gut waschbare, lichte Wollwäsche offiziell anerkennt. Das Bedenken, daß sich sowohl diese wie elegante Seiden- und die so populär gewordene Kunstseidenwäsche nicht kochen lasse, darf doch wohl mit dem Hinweis besänftigt werden, daß inzwischen auch die tägliche Ganzwaschung „mode" geworden ist. Körperpflege komprimiert den Wegfall des Wäschesuds. Und dem Mißbehagen wegen des Unsinns des durchsichtig feinen Strumpfs auch für den Winter begegnet die Mode mit dem praktischen wie eleganten wetterfesten Ueberschuh.

Auch die Jahrhunderte lang zum Schaden des Frauenkörpers ausgefallene modische Behandlung der weiblichen Taille ist heute so gehalten, daß sie strenger Kritik standhält. Sofern junge Töchter und schlanke Frauen überhaupt ein Mieder tragen, handelt es sich ausschließlich oder doch zum guten Teil um poröses, elastisches Gummigewirk. Auch das Mieder für die starke Figur kommt mit ganz wenig Stäben aus. Halt wird nur vermittelt, wo er wirklich benötigt wird, aber Magen und Taille brauchen um der Mode willen in keiner Weise eingeengt zu werden.

Zweck und Hygiene entsprechen unsere heutigen Hüllen. Es sei denn, man müßtraue dem glatt und hoch sich um den Hals legenden Mantelkragen, ebenso wie dem wieder bis zum Hals herausgezogenen Kleid, das diesen ebenfalls wieder leicht zu umhüllen sich anschickt. Wie bestechend einfach ist nicht der niedere, sogen. chinesische Stehkragen. Und doch könnte er verführerisches Mittel sein, uns mit der Zeit wieder einer Abhärtung zu entwöhnen, die uns vor mancher Erkältung bewahrte! Bereits werden auch kommende Sommerpullover als „hochgeschlossen" avisiert.

Die tiefen Rückenausschnitte eleganter Abendroben repräsentieren freiwillige Uebertreibungen. Sie werden demnächst überlebt sein. Die Mode überdeckt sie mit charmanten kleinen Umhängen und plaidiert neuerdings auch für den Aermel am Gesellschaftskleid. Gleichzeitig taucht nun freilich auch die Schleppe wieder auf. Psychologisch ist sie zu entschuldigen, hygienisch nicht. Mag die Mode auf dem Parkett wieder Unfug treiben mit kostbaren Stoffen, für den Tag bleibt sie bestimmt fußfrei, so lange die Frau nicht aushört Sport zu treiben. Er ist der zuverlässige Hüter der heutigen Hygiene in der Mode. gt

Man reinigt...

Gute Ratschläge von der Berliner Herbstausstellung der Frauen.

...Badewannen.

Das Wann ist hier wichtiger als das Wie. Wir entsteigen dem Bad, und wenden uns frischgestärkt dem Leben zu. Falsch! Nicht dem Leben, sondern zuerst der Wanne sich zuwenden! Nicht, wie es meist geschieht, sich das Unangenehme — nein, die Wannensäuberung ist wirklich nicht angenehm! — bis „nachher" aufheben! Zeit gewonnen heißt hier alles gewonnen. Wartet man zu lang, so setzt sich das Seifenfett am Wannenrand fest und ist nur mühevoll wieder zu vertreiben. Drum stets nach der eigenen Säuberung an die Säuberung der Wanne denken! Es geht fast ohne Hilfsmittel. Hat man aber Zeit verloren, dann bei Emaillewannen heißes Wasser mit einem darin aufgelösten Putzmittel, bei Zinkwannen Salmiakgeist verwenden!

...weiße Schuhe.

Nein, nicht mit Wasser daherkommen! Mit Wasser, Bürste und Kreide führten wir den Kampf gegen das „Nichtweiße" auf den weißen Schuhen. Erfolgreich? Die Kreide läßt den Schuh meist rasch wieder im Stich. Sie staubt uns die Teppiche voll. Wohin wir gehen — Kreidespuren verraten unseren Weg! Gut, so verzichte man auf Wasser. Man tauche die Bürste statt dessen in — Milch! Jawohl, Milch. Die Kreide wird dann bleiben, wohin sie gehört, auf den Schuhen.

...Bronzegegenstände.

Der Kaffee kann eines Morgens ruhig eine Kleinigkeit weniger Zichorie enthalten! Man nehme also ein Stückchen Zichorie und ...wie? Von Bronze, nicht von Kaffeetrinken soll die Rede sein? Einen Moment noch! Man nehme also die Zichorie, mische sie mit ein wenig Wasser und — bürste die Mischung auf die Bronzeskulptur auf! Nun die Mixtur wieder hinuntergebürstet, mit kaltem Wasser nachgespült, alles gut abgetrocknet, und die Säuberung ist beendet. Die Bronze wird wieder wie Bronze aussehen, und unser Gast wird nicht mehr, wenn wir mit ihm vor unser Prunkstück treten („Junger Diskuswerfer") und leichthin bedeutsam „Bronze!" dazu sagen, sich etwas anderes dabei denken...

...Geschirr vor dem Spülen.

Wie man Geschirr nach dem Essen säubert? Ueberflüssige Frage, nicht? In heißes Wasser getan, gewaschen, abgetrocknet — fertig! Na ja, das haben wir uns gedacht! Gerade so ist es nämlich falsch! Oder ist es das Wünschenswerte, daß das Abwaschwasser undurchsichtig wird und daß die Hände der Hausfrau durch eine trübe Fettlauge rudern müssen? Man soll es ganz anders anfangen! Ein Stück Seidenpapier genommen, es rund zusammengeballt und das Geschirr damit abgeputzt, bevor es ins Wasser kommt! Die Speiseröckstände sind dann größtenteils schon verschwunden, ehe das Abwaschen überhaupt anfängt. Das man darauf nicht gekommen ist, nicht?

...schwarze Röde.

Nicht gleich komplizierte chemische Mittel ins Treffen führen! Es geht alles auch viel einfacher. Man dreht die Wasserleitung auf, nimmt etwas Salz — so, das ist das ganze Handwerkzeug, das wir brauchen. Salz, ein viertel oder ein halbes Pfund vielleicht wird im Wasser aufgelöst, einfachem H_2O, wie es die Natur aus der Leitung fließen läßt. Dann hinein mit dem guten Schwarzen in die Lösung, ein wenig drücken, damit nicht ein Teil herausschaut, ab und zu umwenden und die ganze Angelegenheit einen Tag und eine Nacht lang sich selbst überlassen! Dann schwenken, ausdrücken und in mäßig warmem Wasser spülen. Nun den also behandelten nach vorsichtig ausgedrückt, getrocknet und in halbtrockenem Zustand gebügelt. Und dann? Kein Dann mehr! Der Rock ist jetzt so weit, daß auch der Bestsehende von ihm keinen Flecken mehr ablesen kann...

...Polstermöbel.

Angst vor Staubwolken beim Klopfen? Wieso eigentlich? Die Staubwolken lassen sich umgehen. Ein größeres Tuch genommen, mit Wasser angefeuchtet und über die Polsterflächen ausgebreitet. So, und nun drauflos geklopft; kein Staub wird die Zimmer verunreinigen. Flecke auf dem Polster? Auch kein unlösbares Problem. Ein Waschpulver, wie es zum Wäschewaschen verwendet wird, in kaltem Wasser aufgelöst und damit nach dem Klopfen die angeschmutzten Flächen naß abgebürstet. Dann noch die Essigsäure geholt und das Sofa mit Essigwasser abgerieben. Erledigt. Wie neu werden die Stoffmöbel wieder dastehen, farbfrob und ganz ohne die Spur von Haarpomade an der Sessellehne...

(Zusammengestellt von A in Basler Nachrichten.)

Jod und Jodflecken.

Etwas, das in keinem Medizinschränkchen fehlen sollte, ist das Jod. Seine zerteilende Eigenschaft wirkt sich immer günstig auf alle schwärmenden Zusammenziehungen unter der Haut aus. Zur Verhütung der Ausdehnung ist es z. B. gut, einen Jodring um einen eitrigen Pickel oder gar ein Furunkel zu ziehen. Ebenso tut eine Jodbepinselung schmerzender Schwellungen am Zahnfleisch gut. Hingegen sollen offene Wundränder, auf die man zur Desinfektion auch Jod gibt, nicht mit dem Pinsel aufgetragen werden; ein sich lösendes Pinselhaar kann den Wundheerd verschlimmern. Hier trägt man das Jod besser mit Gaze auf.

Wenn trotz allem Jod im Haushalt nicht so stark verwandt wird, wie es seiner Wirkung entspricht, so ist das auf die Angst der Hausfrau zurückzuführen, daß Jodflecke in die Wäsche kommen. Besonders gefährdet ist die Wäsche bei Verwendung von jodhaltigen Salben, wie sie von den Aerzten oft gegen rheumatische Beschwerden verschrieben werden. Natürlich ist Vorsicht geboten, aber, hat wirklich mal die Wäsche einen Jodfleck abbekommen, so ist das nicht so gefährlich, wie es aussieht. Man weicht das betroffene Stück in kalte Persillauge ein und wird erleben, daß, wenn man es nach 10 Minuten herausnimmt, nichts mehr von dem Fleck zu sehen ist.

Grasgrüne Butter und schwarzes Mehl.

Bei der Aufbewahrung alles Eingemachten ist eine der wichtigsten Regeln: Nicht dem Licht aussetzen, sondern dunkel aufbewahren. Ebenso wird es keiner Hausfrau einfallen, Butter, Oel und fetthaltige Lebensmittel in grelles Licht zu stellen. Es ist darum interessant und für die Hauswirtschaft sicherlich von großer Bedeutung, daß es gelungen ist, die chemisch tätigen Wellenlängen des Lichtes, die das Verderben bestimmter Lebensmittel bewirken, zu bannen.

Ein chemisches Büro in den Vereinigten Staaten hat durch langjährige Versuche herausgefunden, daß leicht verderbliche Lebensmittel durch Glasbehälter oder durchsichtige Papierhüllen von grasgrüner oder schwarzer Farbe vor den unerwünschten Einwirkungen der Lichtstrahlen geschützt werden können. Das Schwarz als Schutzfarbe herauszufinden, liegt vergleichsweise nahe, außerordentlich schwierig war es aber, die richtige Nuance des Grüns, nämlich das Grasgrün, als wirksames Abwehrmittel zu erkennen. Dazu wurden jahrelange Versuche notwendig. So hat man beispielsweise Glasflaschen, die Butter, Oel, Speck usw. enthielten, in verschiedenen Fächern aufgestellt, die mit verschiedenfarbigen Gläsern abgedeckt waren. Nach längerer Zeit setzte man die Flaschen dem Sonnenlicht aus und fand nach weiteren Monaten heraus, daß nur der Inhalt der grasgrünen Flaschen unversehrt geblieben, während die Lebensmittel der anderen Flaschen ranzig geworden waren. Das gleiche Ergebnis erzielte man bei der Aufbewahrung von ölhaltigen Stoffen in durchsichtigen Papierbeuteln verschiedener Farben. Mehl setzte man ein ganzes Jahr lang dem Sonnenlicht aus, und zwar in einer gewöhnlichen Flasche und in einer mit schwarzem Papier umwickelten. Es stellte sich heraus, daß das Mehl in der hellen Flasche dumpfig und verdorben war, während dasjenige in der schwarzen Flasche seine Frische bewahrt hatte.

Etwas Praktisches für die Alleinstehenden:
Die gute Tasse Kaffee.

Elektrizität und moderne Wasserversorgung haben unter so vielem anderen auch die Möglichkeiten der ganzen oder teilweisen Selbstverköstigung Alleinstehender erleichtert. Dennoch blieb in diesen Kreisen bisher Tee das gebräuchlichste warme Getränk. Denn: Tasse, Tee, heißes Wasser genügen zur Zubereitung.

Manchmal wäre nun aber doch das Verlangen groß nach einer Tasse guten Kaffees. Denken wir nur an geistig Schaffende. An Schweißern, die schwere Pflegen, strenge Nachtwachen vor sich haben. Oder allgemein an Zeiten besonders angestrengter Tätigkeit. Das Bohnengetränk vermittelt nun einmal vielen mehr Anregung, als der beste Blattaufguß. Aber... Kaffeezubereitung steht im Ruf, viel zu umständlich zu sein.

Die von verschiedensten Seiten erfolgte Rationalisierung des Kochbetriebs jeder Art soll nun aber auch minimsten Ansprüchen zugute kommen. Augenfällig ist die Kombination von schöner moderner Form, Sauberkeit und Beschränkung aufs notwendigste beim Tassenfilter aus Duralas. Tasse, rasch arbeitender Filter, sowie das als Wasserverteiler bezeichnete Einsatzsieb sind hitzebeständig. Die Zubereitung der Tasse Kaffee, gleichviel ob stark, ob aus gemischtem oder coffeinarmen Kaffeepulver ist nun nicht mehr umständlicher als die der Tasse Tee. Wer persönlich, oder z. B. in einem Asyl-, Heim-, Spitalbetrieb die Freude einer Angestellten erlebt hat über die Aussicht, sich in der Freistunde auf dem Zimmer rasch eine Tasse Kaffee bereiten zu können, wird es mit mir angebracht finden, auf diese einem wirklichen Bedürfnis entsprechende Neuheit aufmerksam zu machen. G. T.

Reklameteil.

Ein einfaches Rezept.

Spaghetti al Sugo: Wer würde nicht freudig an kommende Genüsse denken, wenn er von Spaghetti al Sugo hört. Kommt mir da jüngst, wie ich durch die Straßen schlendere und — wie man das so tut — mir die Schaufenster mit all ihren ausgestellten Herrlichkeiten betrachte, bei einem Delikatessgeschäft eine Conserve zu Gesicht mit dem Namen „Hero Sugo alla napoletana". Ich weiß, was ein Sugo alla napoletana ist und wie vieler Zutaten es zu seiner richtigen Herstellung bedarf; auch wie lange Zeit es braucht, bis er gekocht ist. Also hinein in den Laden: ein Büchslein wird erstanden, dazu gleich ein Paket Spaghetti. Wie ich zum Nachtessen die Spaghetti auf den Tisch bringe, waren mein Mann und die Kinder — ich nicht weniger — begeistert über den Sugo alla napoletana. Jetzt gibt es davon jede Woche ein Mal. Ich möchte meine Erfahrung bekannt geben, weil damit sicher vielen Hausfrauen gedient ist. Eine Hausfrau.

Die Küche ist um zwei vortreffliche Suppen reicher geworden!

Es wird die Hausfrauen interessieren, daß die Fabrik von Maggis Nahrungsmitteln in Kemptthal zwei neue Suppen in den Handel bringt. Es sind dies Maggi's Röteli-Suppe und Maggi's Bündner-Suppe, zwei ausgezeichnete volkstümliche Suppen, die ihres feinen Wohlgeschmackes, ihrer Nahrhaftigkeit und Bekömmlichkeit wegen bei allen Freunden einer guten Suppe Anklang finden werden.

STRICKWOLLE! WOLLDECKEN!

la Strickwolle, garant. unbeschwert, daher viel ergiebiger, nicht eingehend, weich, **55 Rp.** per 50 g-Strg., von 10 Strg. an zu **50 Rp.** (Fabrikpreis). Farben: schwarz, grau, dunkelgrau, hellbraunmel., dunkelbraunmel., beige. Schöne **Sportwolle,** zwei- und dreifarbig, **70** resp. **65 Rp.** (Muster z. Verf.). – **„Schafroth"-Wolldecken,** bestes Schweizerfabrikat, zu Vorzugspreisen. Muster franko gegen franko. – Absolut seriöse Bedienung. Nichtpassendes wird zurückgenommen. P 74/5 Bn

Lana-Wollhaus, Zurzach (Aargau)